1,60 DM / Band 248
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Gatanos Galgenhand

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Gatanos Galgenhand

John Sinclair Nr. 248

von Jason Dark

erschienen am 05.04.1983

Titelbild von Rafael López Espi

Sinclair Crew

Gatanos Galgenhand

Sie sollten den Henker begraben! Verscharren wäre eigentlich der richtige Ausdruck gewesen, denn etwas anderes war es nicht. Und niemand fand sich, der dem Henker ein ehrliches, christliches Grab wünschte, denn der Mann, der Lebende in den Tod beförderte, wurde verachtet. Auch von denen, die über andere gerichtet hatten.

Nicht einmal der Totengräber hatte sich seiner Leiche annehmen wollen. Deshalb hatte der Beauftragte der Stadt sich am Hafen unter den Stromern umschauen müssen, um einen oder zwei geeignete Männer zu finden. Es gab dort genügend Leute, die für Geld ihre eigene Mutter verkauften, und es meldeten sich gleich zehn Leute für den Auftrag. Allerdings hatte der Mann nicht gesagt, um was es sich handelte. Er hatte nur als Lohn eine Silbermünze versprochen und suchte sich die beiden kräftigsten Leute aus. Sie mußten einen Vertrag unterzeichnen. Da sie nicht schreiben konnten, nahm man die Abdrücke ihrer Finger. Erst danach erfuhren sie, für welch eine Arbeit man sie ausgesucht hatte.

Ein Zurück gab es nicht, obwohl sie sehr gern auf das Geld verzichtet hätten, doch der Mann von der Stadtverwaltung zeigte sich rigoros und beharrte auf dem Vertrag.

Sie bekamen ein Pferd, einen Karren und mußten den einfachen Fichtensarg auf die Ladefläche hieven. Man gestattete ihnen nur, eine Plane über den Sarg zu breiten. Gehalten wurde sie an den Seiten von dem schweren Werkzeug, daß die beiden Männer ebenfalls mit auf den Weg bekamen.

So verließen sie die Stadt.

Es war ein ungemütlicher Wintertag. Vom Atlantik her blies ein steifer Ostwind. Schneewolken trieben am Himmel, im Hafen gischtete das Wasser gegen die Kaimauern, und der Wind heulte in den Bäumen.

Geduckt hockten die beiden Stromer auf dem Bock. Wie das dunkle Pferd, so stemmten auch sie sich gegen den scharfen Wind. Die Kragen ihrer alten Mäntel hatten sie hochgeschlagen, die Zügel festgehakt, damit sie ihre Hände in den Taschen vergraben und sie gegen die Kälte schützen konnten.

Noch bevor sie den Stadtrand erreichten, begann es zu regnen. Es war kein reiner Regen, der da aus den dicken Wolken fiel, sondern ein Gemisch aus Schnee und Regen. Im Nu waren die beiden Männer auf dem Bock klatschnaß.

Jetzt fluchten sie. Über das Wetter, ihr Leben und über die verdammte Arbeit.

Zudem wurde es schnell dunkel. Auch an den hin und wieder vor Haustüren schaukelnden Laternen konnten sie sich kaum orientieren, denn das Licht schaffte es einfach nicht, die langen Schleier zu durchdringen.

Sie sollten ihn nahe der Küste vergraben, wo sich eine Landzunge in die See hineinschob. Das bedeutete noch ein weites Stück Fahrt. Bei diesem Wetter und mit der Ladung hatten sie keine Lust, noch lange unterwegs zu sein.

Sie redeten über den Fall und sprachen sich ab, den toten Henker irgendwo an einem günstigen Platz zu verscharren.

Einer sprang vom Bock. Der andere zügelte den Gaul und ließ ihn nur langsam weitertrotten, so daß der zweite Mann zu Fuß mitkam.

Und er fand eine Stelle.

Sie lag sogar günstig. Zur Straße hin wurden die beiden Männer durch Bäume gedeckt. Hinzu kamen die langen Schneeregenschleier, die dicht wie ein Vorhang waren.

Als der Mann auf dem Bock den Ruf seines Kumpans vernahm, zügelte er den Gaul. Schon tauchte der zweite Mann an der Seite auf. »Ich habe was gefunden!« rief er, als er stehenblieb und zum Bock hochschaute.

»Eine gute Stelle?«

»Ja, da können wir den Sarg sogar hintragen.«

Der zweite Stromer rieb sich die nassen Hände und sprang an der anderen Seite vom Bock. Er landete in einer Pfütze, dessen Wasser hoch aufspritzte. An der Hinterseite der offenen Ladefläche trafen die beiden Männer wieder zusammen.

Sie deckten die Plane ab. Einer brachte die beiden Schaufeln weg, der andere blieb stehen und starrte auf den alten Sarg, dessen Bretter schief zusammengehauen waren.

Der Regen, jetzt auch mit Hagel vermischt, prasselte auf das Holz. Dazu heulte der Sturm, rüttelte an den blattlosen Zweigen der Bäume, und es kam nicht selten vor, daß er auch welche abriß.

Irgendwo im Grau des Himmels und weit über dem Meer zuckten Blitze.

Der Donner war nicht zu hören.

Eine unheimliche Stimmung hielt den einsamen, im Regen stehenden Mann umfangen. Das Wetter, ihr Auftrag, der Sarg, das waren Dinge, vor denen er sich fürchtete. Und er hoffte, daß sein Kumpan bald zurückkam, damit er ihm Gesellschaft leisten konnte.

Da der Sargdeckel nicht dicht war, rann der Regen auch durch die Spalten, und er würde ebenfalls auf das Gesicht des Toten tropfen. »Du spürst nichts mehr«, murmelte der einsame Wächter und wühlte in seinen Taschen nach ein paar Krümeln Tabak.

Er hoffte, daß das Zeug nicht allzu naß geworden war, und hatte die Hände noch in den Taschen, als er plötzlich das dumpfe Röcheln hörte.

Der Mann erstarrte. Über sein nasses Gesicht rann ein Schauer, die Augen wurden groß, und er stierte auf die Totenkiste.

Aus dem Sarg war das Röcheln gekommen!

Aber der Henker war tot. Der konnte nicht mehr sprechen, nichts sagen oder nur röcheln…

Als er schwere Schritte hinter sich hörte, fuhr er herum, riß die Arme hoch und schrie.

Wie ein Gespenst tauchte die Gestalt aus den Regenschleiern auf. Sie ging geduckt, und als das Fluchen ertönte, da atmete der Mann auf, denn der Mann im Regen war sein Kumpel Fred.

»Was ist denn mit dir los, Link?« fragte Fred. »Ist dir der Leibhaftige begegnet?«

Link nickte heftig. »So kann man es nennen.«

»Wie sah er denn aus?« Fred hatte eine etwas kratzige Stimme. »Hatte er einen Schwanz? Spuckte er Feuer?«

»Nein, nein. Aber der Tote hat geröchelt!«

Link sagte das mit einer so großen, Bestimmtheit, daß Fred ihn anstierte und den Kopf schüttelte. Dann tippte er gegen seine Stirn.

»Die Leiche röchelt noch, wie?«
»Ja. Ob du es glaubst oder nicht. Der tote Henker hat ein Röcheln von sich gegeben. Das schwöre ich dir.«
»Erzähle nichts. Du bist besoffen. Tote sind tot. Fertig, aus, basta.«
»Das stimmt nicht«, hechelte Link. »Ich bin zur See gefahren, und da habe ich Dinge erlebt…«
»Die dir sowieso keiner mehr glaubt. Jetzt halt dein Maul und faß mit an. Ich will den dämlichen Sarg endlich loswerden. Ist ja schlimm bei diesem Wetter.«
Link wußte, daß er seinen Kumpan nicht überzeugen konnte. Er hob die Schultern und schaute zu, wie Fred die Totenkiste längsseits von der Ladefläche zog. Als sie nur noch mit einer Kante aufstand, da packte auch Link mit an. Bevor er allerdings die Hände unter den Sarg legte, bedachte er ihn mit einem scheuen Blick.
»Mach schon, du Idiot!«
»Ja, ja.« Link griff zu.
Der Sarg war nicht leicht. Der Henker hatte sein Gewicht gehabt. Für solche Aufgaben konnte man auch nur kräftige Männer gebrauchen. Es hieß, er habe seine Opfer nur immer mit der rechten Hand getötet. Ihnen mit rechts die Schlinge umgelegt und sie dann auch mit der rechten Hand nur am Galgenbaum hochgezogen. Aus diesem Grunde hatte der Henker einen Spitznamen bekommen.
Man nannte ihn Galgenhand. Er selbst hieß Gatano, aber der Name Gatano, die Galgenhand, hatte in der Stadt einen bösen Klang und die Verruchtheit des Unheimlichen bekommen.
Sie mußten die mit nassem Schlamm bedeckte Straße überqueren, gelangten auf die andere Seite und wären fast noch gefallen, weil sie in der Dunkelheit den Graben nicht sahen..
Fred rutschte hinein, das Wasser stand plötzlich an seinen Knien, während sich Link noch oben aufhielt und den jetzt schräg stehenden Sarg umklammerte.
»Halte das Ding ja fest!« schrie Fred. »Ich will nicht, daß der Sarg hinfällt und auseinanderplatzt.«
»Denkst du ich, Mensch? Wo der Tote doch noch lebt.«
»Mach mich nicht wahnsinnig mit deinem Schiß, sonst haue ich dir was aufs Maul!« schimpfte Link.
»Du hast auch Angst, wie?«
»Nein, habe ich nicht, und jetzt paß auf. Ich gehe weiter.« Fred stieg aus dem Graben, der andere folgte und landete bald selbst bis zu den Knien im Wasser.
Link regte sich nicht einmal auf. Das hatte er sich abgewöhnt. Fred war immer der Stärkere. Aber die Angst blieb bei ihm. Und was er gehört hatte, das hatte er gehört.
Der Tote lebte…

Sie gingen weiter. Es war aufgefurchtes, schlammiges Ackerland, über das die beiden Männer schritten. Der Regen war noch dichter geworden.

Sie konnten kaum die Hand vor Augen sehen. Ihre Füße wühlten sich durch den Schlamm und oft genug spritzte Wasser hoch, wenn sie mal wieder in Pfützen getreten waren.

»Sind wir bald da?« fragte Link.

»Noch ein paar Yards.«

Sie blieben dort stehen, wo Büsche wuchsen und noch eine zusätzliche Deckung gaben. Hier hatte Fred auch die beiden Schaufeln hingelegt.

Jetzt konnten sie sich an die Arbeit machen.

Behutsam setzten sie den Sarg ab. Genau dort, wo sie ihn auf den Boden stellten, befand sich eine Querrinne, und der Sarg kippte leicht nach links.

Aber er hielt.

»An die Arbeit!« Link hörte das Kommando seines Freundes und nahm ebenfalls eine Schaufel auf. Der Boden war zwar weich, aber schwer, und die beiden Männer mußten im strömenden Schneeregen schuften wie zwei Ochsen, die einen hölzernen Pflug über das Weideland zogen.

So mancher Fluch drang über ihre Lippen. Sie verfluchten sich, das Wetter, den toten Henker, den Auftrag und schließlich die ganze Welt.

Schließlich hatten sie es doch geschafft, eine Grube zu graben, in die allerdings das Regenwasser hineinlief und sie sehr schnell ausfüllte. Sie beeilten sich noch mehr, denn ein Wasserbad sollte der Tote auf keinen Fall bekommen.

Schließlich war die Grube so tief, daß sie den Sarg darin versenken konnten.

»Das wär's«, sagte Fred, »und jetzt beeil dich mal!« fügte er noch hinzu, als er sah, wie Link nach Luft rang. »Wir haben es gleich geschafft, und dann versaufen wir die Silberlinge.«

Sie gingen zur Seite, packten den Sarg und hievten ihn hoch. Er hatte jetzt lange im Regen gestanden. Das Holz war nicht so gut, es faulte schon an, hinzu kam der Schlamm, der Teile der Kiste mit einem glitschigen Schmier bedeckte.

Sie hoben den Sarg an, aber Link passierte das Mißgeschick. Ihm rutschte die Totenkiste aus den Fingern. Da er nicht schnell genug zur Seite sprang, fiel sie auch noch auf seine Füße, malträtierte seine Zehen, und Link begann fürchterlich zu schreien.

»Verdammt, was ist…« Fred sprach nicht mehr weiter. Er starrte auf die billige Totenkiste, und seine Augen wollten aus den Höhlen springen, als er das schaurige Bild in sich aufnahm. Durch den Aufprall war der Deckel abgesprungen.

Der Tote lag frei vor ihnen.
Sie konnten in ein entstelltes, graues, jetzt auch nasses Gesicht schauen, in dem der Mund offenstand. Das aber war nicht das Schlimmste, sie hatten schon oft genug Tote gesehen. Am schaurigsten war der Körper des Henkers.
Ihm fehlte der rechte Arm!

***

Link preßte beide Hände gegen sein Gesicht, stöhnte dumpf, machte dann kehrt und wollte wegrennen. Er stolperte jedoch über eine Furche.
Auf dem glatten Boden verlor er das Gleichgewicht, so daß er auf den Schlamm des Ackers fiel.
Dort blieb er liegen und schrie.
Bis ihn Fred in den Nacken schlug. »Sag mal, bist du wahnsinnig?« fuhr er seinen Kumpan an. »Mir kannst du hier nicht so ein Theater vorspielen, Mensch!«
»Aber die Hand…«
»Scheiß was auf die Hand. Sie ist nicht da und der Arm auch nicht.«
Link stemmte sich hoch und wischte und schüttelte sich den Schlamm sowie die Nässe aus dem Gesicht. »Ja, das habe ich gesehen, er ist nicht da. Aber wo ist er, zum Teufel?«
»Was fragst du mich? Weiß ich es?« Fred lachte. »Vielleicht bei dem, den du erwähnst Beim Teufel!«
»Er hat doch gestöhnt…«
»Ach, hör auf! Wir schieben den Sarg in die Grube und fertig damit. Denkst du, ich halte mich hier noch länger auf. Die werden dem Toten den Arm abgeschnitten haben, das ist es!«
»Warum sollten sie es getan haben?«
»Weil er Gatano war, der Henker. Deshalb!«
Link klammerte sich an seinem Freund fest. »Verdammt, Fred!« flüsterte er. »Verdammt, ich habe Angst. Schrecklichen Schiß! Verstehst du das?« Er zitterte am gesamten Leib, aber nicht vor Kälte.
»Dann beeilen wir uns.« Mit einer wilden Bewegung befreite sich Fred von den Händen. Auch ihm war nicht wohl, aber das konnte er schlecht zugeben.
Die beiden Männer gingen wieder zurück. Es regnete in den offenen Sarg. Der Tote lag noch so da, wie sie ihn in Erinnerung hatten.
Niemand hatte ihm die Augen zugedrückt. Die Pupillen wirkten wie helle, leblose Steine.
»Und jetzt schieb das Ding auf die Grube zu!« befahl Fred.
Link gehorchte. Durch den gemeinsamen Druck der beiden Männer glitt der Sarg auf die offene Grube hin, erreichte den Rand, bekam das Übergewicht und kippte.

Hochkant prallte er auf. Das Wasser spritzte hoch, und dann neigte sich der Sarg allmählich zur Seite, wobei er die Leiche fast noch verlor, auf jeden Fall geriet sie ins Rutschen und kippte halb aus dem Unterteil der Totenkiste.

Das war den beiden Männern egal. Sie hatten bereits nach den Schaufeln gegriffen und waren damit beschäftigt, die feuchte Erde wieder in die Grube zu schleudern und sie aufzufüllen.

Sie arbeiteten noch schneller. Link atmete besonders auf, als der Sarg unter der nassen, schweren Ede verschwunden war.

Fünf Minuten später stemmten sie die Schaufelblätter in den weichen Boden.

Sie hatten es geschafft.

»Jetzt aber weg!« sagte Fred und begann zu laufen.

Link rannte hinterher. Noch einmal schaute er sich um. Und da glaubte er, eine riesige Hand mit einer Henkersschlinge daran über dem Grab schweben zu sehen.

Link erschrak bis ins Mark. Seinem Kumpan jedoch sagte er nichts davon. Der hätte ihn nur ausgelacht.

Ungefähr 200 Jahre später dachte niemand mehr an Gatanos Galgenhand. Denn auf dem Fleckchen Erde, unter dem er begraben lag, war ein Stadtteil von New York entstanden, den man als einen der hektischsten bezeichnen konnte.

Greenwich Village.

Doch die Galgenhand und die Schlinge des Henkers schwebten nach wie vor über dem Häusermeer.

Nur sah sie niemand. Aber einer wartete darauf, wieder erweckt zu werden…

***

»Es war wunderbar, Lucille. Ich danke Ihnen. Wirklich, Sie haben mir so viel gegeben.« Die alte Dame drückte der blondhaarigen Frau die Hand und bedankte sich noch einmal mit zuckenden Mundwinkeln. »Beim nächstenmal kann es vielleicht klappen, nicht?«

»Ganz bestimmt, dann werden Sie mit Ihrem Mann sprechen können.«

»Auch wenn er schon über drei Jahre tot ist.«

»Das macht nichts. Meine Karten holen jeden aus der Unendlichkeit des Raumes.«

»Das weiß ich ja, Lucille. Sie scheinen wirklich Wunderkarten zu haben.«

Die alte Frau nickte und ging.

Lucille, die Kartenlegerin, atmete auf. Das war geschafft. Diese Sitzungen strengten sehr an. Vor allen Dingen mußte sie immer auf die Probleme der einzelnen Mitglieder eingehen, was ihr überhaupt

nicht paßte, aber es gab keinen anderen Weg zum Erfolg.

Außerdem war Hellsehen in. Und wer in Greenwich Village lebte, der verdiente durch Hellsehen und Kartenlegen schon ein paar gute Scheine nebenbei.

Lucille hieß ja auch nicht Lucille. Diesen Namen hatte sie sich zugelegt.

Getauft war sie auf Scarlet O´Banion. Richtig schön irisch. Ihre grünen Augen konnte sie nicht verleugnen, aber die roten Haare hatte sie sich färben lassen.

Sie lief jetzt mit einer blonden Mähne herum. Auch etwas Ausgefallenes, denn die meisten ihrer Kolleginnen schworen auf Schwarz oder auf ein geheimnisvolles Rot.

Scarlet machte da kein großes Aufheben. Für sie waren allein die Leistungen wichtig. Und die brachte die Kartenlegerin. Ihr, Ruf hatte sich herumgesprochen, und der Kundenstamm konnte sich sehen lassen.

An diesem Tage war es besonders schlimm gewesen. Zuletzt war noch die alte Dame gekommen, eine Malerwitwe, die unbedingt durch die Karten Kontakt zu ihrem verstorbenen Gatten aufnehmen wollte, allerdings nur, um ihn zu fragen, mit wem er sie zu seinen Lebzeiten betrogen hatte.

Sachen gab es…

Kopfschüttelnd ging Lucille wieder in ihre Wohnung zurück. Die letzte Kundin hatte sie bis auf den Flur begleitet. Sie schloß die Tür, schaltete das Licht in dem Dielengang ein und lehnte sich für ein paar Sekunden an die Wand. Dabei dachte sie darüber nach, wie sie den Rest des Abends verbringen sollte, und sie entschloß sich, nicht wegzugehen, sondern im Haus zu bleiben.

Das war am besten.

Bei diesem Wetter machte es auch keinen Spaß, sich in den Trubel von Greenwich zu stürzen. Allerdings nahmen viele darauf keine Rücksicht.

Das junge Volk wollte nur Action.

Und so jung fühlte sich die Frau nicht mehr. Schließlich ging sie auf die 40 zu, und da hatte man eben nicht mehr den Schwung wie noch vor 20 Jahren.

Lucille lebte in einem Altbau. Das Haus hatte Geschichte, stand unter Denkmalschutz und besaß vier Etagen. Sie hatte eine Etage gemietet, und ihr standen acht Räume zur Verfügung.

Es waren noch die Zimmer mit den hohen Decken, und jene Räume, die zur Straße hinwiesen, besaßen Erkerfenster.

Lucille ging in ihr Büro. Einen Raum benutzte sie für die geschäftlichen Dinge. Sie hatte sich entschlossen, noch einige Rechnungen zu schreiben. Das wollte sie jetzt am Abend erledigen.

Als sie hinter ihrem Schreibtisch saß und die Lampe mit dem roten Kunststoffschirm eingeschaltet hatte, kamen ihr selbst Zweifel, ob sie die Rechnungen noch schreiben sollte. Eigentlich konnte sie das auch auf den nächsten Tag verschieben, sie fühlte sich einfach zu matt, denn der vergangene Tag war sehr anstrengend gewesen.

Lucille drehte sich auf dem Hocker und schaute in den Spiegel, der an der Wand hing.

Sie sah sich zwar, aber weit entfernt.

Es war ein seltsamer Spiegel. Schon mehr ein Kunstwerk. Von der Form her ein langes Rechteck. Innerhalb des Spiegels brannten kleine Lampen. Sie zeichneten die Maße genau nach. Allerdings physikalisch so konstruiert, daß der Betrachter das Gefühl hatte, er würde weit entfernt stehen oder sitzen, wie Lucille.

Sie sah eine Frau, die ein blaues Kleid trug und die Haare ein wenig zerwühlt hatte. Die Mutter hatte zu ihr immer Püppchen gesagt. In etwa stimmte das tatsächlich, denn sie hatte das Gesicht einer Puppe, wenn sich auch jetzt um die Augen herum einige Falten gebildet hatten.

Selbst die Zeitung hatte sie an diesem Tag noch nicht gelesen. Sie lag zusammengefaltet auf dem Schreibtisch.

Zwei Zeitungen bekam sie immer: Die New York Times und ein lokales Blatt, den Village Star. Für die Times hatte sie keinen Nerv mehr. Es war ihr einfach zu mühsam, die oft komplizierten Texte der Berichte und Kommentare zu lesen, außerdem gab es in der Welt doch nur Mord und Totschlag. Sie griff lieber zum Village Star. Dieses Blatt brachte ihr die Umgebung näher.

Lucille nahm die Zeitung an sich. Als sie das Blatt aufrollte, sprang ihr sofort die Headline der ersten Seite ins Auge. Das war wie ein Schlag ins Gesicht, denn die Überschrift hatte man noch in dicken, roten Lettern gedruckt.

DER ZWEITE MORD DES HENKERS

Die Augen der Wahrsagerin wurden groß Danach holte sie ein paarmal tief Luft, denn sie, die sonst nicht viel erschüttern konnte, zeigte sich geschockt.

Sie kannte den Mann, der umgebracht worden war. Er gehörte zu ihren Kunden.

Und er war aufgehängt worden wie das erste Opfer des geheimnisvollen Village-Henkers.

Diese Dinge hatten die zwei Opfer gemeinsam. Sie waren auf die gleiche Art und Weise gestorben, doch es gab noch einen dritten Punkt, den man nicht außer acht lassen sollte.

Beide Tote kannte Lucille. Und zwar waren sie Kunden von ihr gewesen.

Und das machte sie mißtrauisch.

Sie begann den Bericht zu lesen. Den zweiten Toten hatte man aufgeknüpft an einer Laterne gefunden, die stand in einem Hinterhof, der auch ein kleines Café beherbergte. Im Winter war es allerdings geschlossen, nur im Sommer herrschte dort der große Betrieb.

Als sie die Zeitung zur Seite legte, da stellte sie fest, daß ihre Hände zitterten. Ein paarmal atmete sie tief durch, und die Gedanken spielten plötzlich verrückt.

War es Zufall, daß sie die beiden Toten kannte? Das konnte möglich sein, aber es ließ sich auch nicht leugnen, daß man Methode hinter den Morden vermuten konnte.

Eine Mordmethode.

Die Opfer waren jeweils aufgeknüpft worden, und sie gehörten zu den Kunden der Lucille. Es gab sonst keinerlei Gemeinsamkeiten zwischen ihnen, und die Kartenlegerin begann darüber nachzugrübeln, ob sie etwa einen Teil der Schuld daran trug.

Sie wußte es nicht, konnte es sich auch nicht vorstellen, obwohl sie sich mit Dingen beschäftigte, die manchmal sehr gefährlich sein konnten.

Lucille klopfte durch ihre magischen Praktiken an die Tür zur Jenseitswelt an.

Bisher hatte sie noch nie Angst gehabt, diesmal jedoch spürte die sensible Frau, daß sich irgend etwas über ihrem Kopf zusammenbraute, das ihr überhaupt nicht gefiel.

Da stimmte einiges nicht.

Beide Tote waren Kunden von ihr gewesen. Sie konnte sich noch sehr gut an sie erinnern, da die Sitzungen oder Séancen immer sehr lange gedauert hatten.

Und beide hatten einen Blick in die Zukunft verlangt.

Plötzlich zuckte die Frau hoch. Wie gut, daß sie immer methodisch vorging. Sie stand auf und lief auf den eingebauten Aktenschrank zu, in dem sie sämtliche Unterlagen verwahrte.

Sie öffnete die rechte Tür, ließ ihre Blicke kurz über die Rückseiten der Ordner gleiten und fand zielsicher den richtigen heraus. Während sie zum Schreibtisch ging, schlug sie ihn auf.

Es dauerte nur wenige Sekunden, dann hatte sie die richtige Seite gefunden.

Mit dem letzten Toten fing sie an. Er hatte sich die Karten legen lassen.

Ja, die Todeskarte war auch dabei gewesen. Pik-As hatte sehr günstig gelegen, das deutete auf ein schnelles Ableben des Klienten hin. Die Kartenlegerin hatte ihm nichts davon gesagt, weil sie ihn nicht beunruhigen wollte, aber es war nun mal so.

Und es war eingetreten!

Pik-As hatte voll zugeschlagen.

Sekundenlang schloß sie die Augen. Sie schluckte ein paarmal und fand auch den zweiten Namen.

Wieder das gleiche. Auch den Tod hatte sie vorausgesehen. Es war schlimm, sie fühlte sich plötzlich in einer Zwangslage und kam sich irgendwie verantwortlich vor.

Warum gerade diese beiden?

Sie wußte es nicht, aber sie dachte darüber nach. Und sie folgerte, daß vielleicht noch mehr ihrer Kunden ein Opfer dieses unheimlichen Mörders werden konnten. Vielleicht sogar die, denen die Karten nichts Gutes zeigten.

Das bereitete ihr Angst.

Für einen Moment preßte sie die Fingerspitzen gegen die Stirn. Sie wollte das Pochen in ihren Schläfen unterdrücken, schloß die Augen und konzentrierte sich.

Bei wie vielen Klienten hatten die Karten ein schweres Schicksal gezeigt? Darüber dachte sie nach, aber sie wußte es nicht auswendig.

Um eine Antwort zu erfahren, mußte sie erst die gesamten Akten durchwühlen. Dann erst konnte sie weitersehen.

Das wollte sie nicht. Irgendwie hatte sie Angst vor der Aufgabe. Ihre Gedanken bewegten sich in einer anderen Richtung weiter. Sie überlegte, ob sie nicht die Polizei anrufen sollte.

Schließlich hatte sie die beiden Mordopfer gekannt. Dann aber kam sie zu dem Entschluß, es nicht zu tun. Sie hätte die Polizisten nur auf eine falsche Spur gelenkt, und wenn die etwas von ihr wollten, sollten sie selbst kommen. Vielleicht führte eine der Spuren sie zu der Hellseherin Lucille.

Das Arbeitszimmer gefiel ihr plötzlich nicht mehr. Sie stand auf und ließ das Licht brennen, als sie aus dem Raum ging. Lucille fühlte sich müde, auf dem Gang gähnte sie auch, und sie nahm sich vor, so rasch wie möglich ins Bett zu gehen.

Am Ende des Flurs befand sich die große Doppeltür, hinter der ihr Arbeitszimmer lag. Sie hatte jeden Raum nicht nur anders eingerichtet, auch verschiedenfarbig gestrichen. Da gab es Zimmer mit blauen, roten oder grünen Wänden. Auf manchen hatten Künstler ihre Spuren hinterlassen und die Wände mit verrückten Motiven bemalt.

Die Wände des Arbeitszimmers waren dunkel. Zwar nicht schwarz gestrichen, aber Lucille hatte ein dunkles Grün ausgewählt. Es gab dort nicht viel an Möbelstücken, nur einen runden Tisch mit vier Stühlen.

Damit die Stimmen der Menschen nicht hallten, wenn sie sich in dem verhältnismäßig großen Raum aufhielten, waren die Wände zusätzlich mit einem schallschluckenden Material verkleidet worden.

Der runde Tisch stand in der Mitte des Zimmers. Als Lucille ihn anschaute, sah sie noch die letzten Karten liegen. Eine alte

Petroleumleuchte stand ebenfalls auf der grünen Tischdecke und verbreitete ihren warmen Schein.

Die Flamme sah aus wie ein langer Finger, als sie innerhalb des Zylinders hochstieg.

Lucille dachte an ihre letzte Kundin. Sie war gegangen und würde wiederkommen, um mit ihrem Mann sprechen zu können. Einen Kontakt mit dem Jenseits hatte Lucille bisher noch nicht hergestellt, höchstens an gewisse Jenseitswelten angeklopft, aber sie war auch neugierig zu erfahren, wie es dort zuging.

Man las ja in letzter Zeit immer mehr Berichte von Menschen, die angeblich einen Blick ins Jenseits geworfen hatten.

Irgendwie fürchtete sich Lucille davor. Sie konnte den Grund auch nicht nennen, vielleicht tippte sie mit diesen Dingen an letzten Tabuzonen, die eigentlich verschlossen bleiben mußten.

So konnte es durchaus sein. Und wenn es Kräfte im Jenseits gab, die auf das menschliche Leben Einfluß nahmen, dann war es wohl nicht gut, mit ihnen zu spielen.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Sie hatte etwas gehört.

Ein Stöhnen.

Lucille schloß für einen Moment die Augen. Sie beschwor sich selbst, ruhig zu bleiben. Sie wollte sich nur nicht verrückt machen lassen, sondern logisch denken.

Das Stöhnen konnte wohl existieren, es durfte jedoch nicht, denn sie befand sich allein in der großen Wohnung. Als die letzte Kundin gegangen war, hatte sie hinter sich abgeschlossen. Es konnte niemand das Geräusch ausgestoßen haben.

Und doch hatte sie es gehört.

Lucille setzte sich aufrecht hin. Sie spannte den Rücken durch, saß steif wie ein Ladestock und horchte. Wiederholte sich das Stöhnen, oder hatte sie sich tatsächlich getäuscht und war die Fantasie mit ihr durchgegangen.

Alles blieb ruhig. Nichts war mehr zu vernehmen. Das konnte nur ein Irrtum gewesen sein.

Sie lauerte.

Lucille wirkte jetzt sprungbereit, als sie auf dem Stuhl hockte. Eine Hand lag flach auf dem Tisch, die andere hatte sie zur Faust geballt und auf ihren linken Oberschenkel drapiert.

Und da hörte sie es wieder.

Ein furchtbares Geräusch. Sie war nicht in der Lage, es zu lokalisieren, denn es kam von überall. Es drang aus den Wänden, ein Ächzen in Stereo, und Lucille hatte das Gefühl, als wären die Mauern des Zimmers mit einem schrecklichen Leben erfüllt.

Sie sprang auf.

Das geschah so heftig, daß der Stuhl ins Wanken geriet und fast

umgekippt wäre. Vor dem Tisch blieb sie stehen und stützte die Hände auf die Platte.

Sie dachte wieder an das Jenseits. Hatte sie durch ihre Kontaktversuche mit einer anderen Welt Kräfte erweckt, die nicht mehr zu kontrollieren waren?

Dieser Gedanke kam ihr automatisch, aber sie hoffte, daß dies nicht der Fall war und sich alles als für sie positiver Irrtum herausstellen würde.

Im Augenblick war von dem Geräusch nichts mehr zu hören. Eine seltsame Stille lag über dem Raum, nur unterbrochen von ihrem Atmen.

Aber es würde wiederkehren, dessen war sie sicher.

Und es kam wieder.

»Aaahhhh…« Aus allen Wänden drang es und hörte sich an, als würde jemand unter schrecklichen Schmerzen leiden.

Lucille kreiselte herum. In ihren Augen irrlichterte es. Es war die Angst, die plötzlich übermächtig wurde. Eine Angst, die sie sonst nie gekannt hatte, obwohl sie sich immer mit seltsamen Zusammenhängen beschäftigte.

Diesmal war es anders. Da konnte sie nichts kontrollieren, denn der Schrecken diktierte das Geschehen und kam aus einer unfaßbaren Welt auf sie zu.

Er lauerte in der Nähe.

In den Wänden des Zimmers mußte er stecken, denn sie fand keine andere Erklärung.

Lucille wollte den Raum verlassen. Seltsamerweise schaffte sie dies nicht. Sie konnte sich einfach nicht überwinden, auf die Tür zuzulaufen und hinauszugehen.

Das Grauen bannte sie.

Am Tisch stand Lucille. Ihre Hände schienen auf der mit einer grünen Decke bedeckten Platte festzukleben, der Mund stand offen. Ihr Atem drang stoßweise über die Lippen, und sie konzentrierte sich auch auf eine Wand.

Da war nichts Unnormales. Die Wand sah aus wie immer. Sie zeigte den grünen Schimmer, mit dem auch das schalldämpfende Material angestrichen worden war. Ansonsten tat sich nichts.

Und das Stöhnen kam zurück. Es hörte sich noch schlimmer an als zuvor, denn zwischendurch glaubte Lucille, auch ein Lachen zu hören.

Ein hämisches, gemeines Lachen, das ihr bewies, wie sehr sie unter Beobachtung stand.

Der andere, das Unsichtbare, weidete sich an ihrer Angst!

Ja, sie hatte Angst. Ihr Herzschlag war mehr mit einem Hämmern zu vergleichen. Sie spürte ihn in ihrem Kopf. Hinter der Stirn hallte es wider, das Atmen bereitete ihr Mühe, über ihren Körper kroch eine

Gänsehaut, und die Angst wurde größer.

Das unsichtbare Grauen war in der Nähe. Und es blieb nicht an seinem Fleck.

Es kam näher…

Lucille spürte es überdeutlich. Da kreiste und kesselte sie etwas ein. Es war wie eine Schlinge, die sich immer enger zog und bald ihren Hals erreicht hatte.

Konnte sie noch Luft holen?

Sie riß den Mund auf, schnappte nach Atem, ihre Augen wurden groß und weiteten sich voller Entsetzen, als sie plötzlich den gewaltigen Schatten an der Wand sah.

Es war der Schatten einer Schlinge!

***

Der Galgenmörder!

Dieser eine Begriff zuckte durch Lucilles Kopf. Sie machte sich da nichts vor, trotz ihrer Angst dachte sie realistisch, und sie erinnerte sich sehr gut an den Bericht in der Zeitung.

Zwei ihrer Klienten waren auf diese Art und Weise aufgehängt worden.

Jetzt sollte es sie erwischen.

Über ihren Rücken lief ein Schauer. Die Augen füllten sich mit Tränen.

Die Angst wurde noch stärker, das Entsetzen steigerte sich, und die Zähne klapperten aufeinander.

Da kam jemand, um sie zu töten.

Ihren Blick konnte sie einfach von der Schlinge nicht lösen. Der Schatten zeichnete sich übergroß ab, und die Schlinge blieb nicht ruhig. Sie pendelte.

Gerade diese Bewegung steigerte ihre Panik noch. Es war schlimm, so etwas mit ansehen zu müssen. Das Pendeln der Schlinge war für sie mit einer tödlichen Lockung zu vergleichen. Sie glaubte auch nicht, daß die Schlinge nur als Schatten existierte, denn wo sich ein Schatten befand, mußte es auch einen Gegenstand geben, der diesen Schatten warf.

Aber wo kam er her?

Das Haus war zu, die Wohnung abgeschlossen…

Die Schlinge wanderte. In Nähe der Tür hatte Lucille sie zum erstenmal gesehen, nun aber bewegte sie sich an der Wand entlang und kam ihr immer näher.

Lucille war klar geworden, daß sie sich in einer tödlichen Falle befand.

Aus diesem Zimmer kam sie einfach nicht heraus, wenn sie sich nicht selbst überwand und etwas tat.

Die Tür war die einzige Chance. Wenn sie diese erreichte, war alles klar.

Dann konnte sie in den Flur laufen und auch das Haus verlassen.

Lucille überlegte nicht mehr, sondern startete. Ihre Beine bewegten sich automatisch, als sie sich abstieß und quer durch das Zimmer hetzte.

Das Lachen verfolgte sie.

Lucille hatte das Gefühl, von Peitschenhieben getroffen zu werden, so schaurig hörte sich das Lachen an. Kurz bevor sie die Tür erreichte, stolperte sie noch, fiel gegen das Holz, und die Hand fand die Klinke, die nach unten geschlagen wurde. Gleichzeitig drückte sie noch gegen die Tür, aber sie hatte mit ihren Bemühungen keinen Erfolg.

Die Tür war zu!

Sie stöhnte auf, als ihr dies bewußt wurde, und die Kraft verließ allmählich ihren Körper. Die Beine begannen zu zittern, Lucille sackte in die Knie.

Einen Arm hatte sie noch erhoben. Die Finger umkrallten die Klinke wie eine letzte Stütze.

Kicherndes Gelächter hinter ihrem Rücken. Es riß sie aus ihrer großen Angst. Sie fuhr herum — und bekam einen fast tödlichen Schrecken.

Der Schatten hatte sich von der Wand gelöst. Eine normale Schlinge schwebte in der Luft.

Gehalten wurde sie auch. Es war eine grün schillernde Klaue mit blutigen Fingernägeln, die die sorgfältig geknüpfte Henkersschlinge festhielt.

Langsam schwang die Klaue die Schlinge hin und her. Einmal näherte sie sich dem Gesicht der schreckensstarren Frau, dann zuckte sie wieder zurück.

Und eine Stimme erklang. Flüsternd, zischend. Sie sagte: »Ich kriege dich, Kleine. Ich habe auf dich gewartet. Ich kriege jeden, darauf kannst du dich verlassen. Die Galgenhand führt ihre Rache durch. Niemand entkommt.«

»Neiiinnn!« Lucille schrie auf. Sie schüttelte den Kopf, sprang auf, rannte weg und übersah in ihrer Panik den Tisch.

Sie lief genau gegen ihn. Der Tisch war allerdings so schwer, daß er von der Wucht des Aufpralls nicht umfiel, sondern stehenblieb. Schwer stützte sich die Frau mit den Händen auf der Platte ab.

Plötzlich war die Schlinge da.

Lucille hatte nicht einmal ihren Schatten gesehen, sie bemerkte sie erst, als es zu spät war und sich die Öffnung dicht vor ihren Augen befand.

Im nächsten Augenblick schwang die Schlinge vor. Und sie paßte haargenau. Diese Galgenschlinge schien für Lucille wie geschaffen zu

sein. Sie spürte das rauhe Material an ihrer Kehle, wollte schreien, aber da zog die über ihr schwebende Hand den Knoten plötzlich zu.

Die Luft wurde der Frau knapp.

Dafür hörte sie die geisterhafte Stimme. »Ich bekomme jeden, den ich haben will. Sie vergaßen mich, aber ich habe nichts vergessen, daran solltet ihr immer denken. Du bist die dritte, andere werden folgen. Aber dir habe ich meine Rückkehr zu verdanken. Man spielt nicht mit den Jenseitskräften. Man kann und darf sie nicht beschwören, das sage ich dir. Du hast dich darüber hinweggesetzt. Die Folgen mußt du allein tragen, Lucille…«

Es waren die letzten Worte des Henkers. Danach begann er mit seiner verabscheuungswürdigen Tat.

Die Hausgehilfin fand Lucille am anderen Morgen. Ihr Kopf steckte in der Schlinge, und diese war an der Türklinke befestigt…

***

New York empfing mich nicht nur mit Kälte, sondern auch mit einer schönen interessanten Frau, zu deren Image es gehörte, sich die Fingernägel grün lackieren zu lassen.

Stammleser wissen längst, von wem die Rede ist. Von Tanith, der Wahrsagerin und Hellseherin aus Paris. Und sie hatte mich, John Sinclair, nach New York geholt.

Von Norwegen in die Staaten. Ich kam mir wieder einmal wie ein Reisender in Sachen Dämonen vor, als ich im Menschengewühl der riesigen Halle stand und mich nach Tanith umschaute.

Dieses war kein offizieller Auftrag, das möchte ich einmal betonen. Sir James Powell, mein Chef, hatte nicht viel von meiner Idee gehalten, nach New York zu fliegen. Für ihn waren die Anhaltspunkte zu vage. Ich aber glaubte ihm nicht. Wahrscheinlich wollte er sich nicht mit der amerikanischen Polizei anlegen, denn die Burschen reagierten oft komisch, wenn man sich in ihre Angelegenheiten einmischte.

Deshalb nahm ich mir drei Tage Urlaub und flog in die Staaten. Die Flugkosten allerdings hatte Tanith übernommen, denn sie befand sich seit zwei Wochen in der Stadt.

Am Telefon hatte sie nur Andeutungen gemacht. Es ging um eine geheimnisvolle Mordserie, die New York in Atem hielt und für die man keine Erklärung wußte.

Ich sollte sie finden.

Wir hatten keinen Treffpunkt ausgemacht. Der Kennedy Airport ist eine gewaltige Stadt für sich. Wer ihn nicht kannte, konnte sich leicht verlaufen, aber Tanith wollte ich ausrufen lassen.

Um mich herum herrschte ein gewaltiger Trubel. Jeder hatte es eilig, die Menschen hasteten, rannten, und ich, der ich nur schlenderte, kam

mir schon ein wenig deplaziert innerhalb dieses geordneten Durcheinanders vor.

Ich wollte mir Zeit lassen und achtete vor allen Dingen auf die Lautsprecherdurchsagen.

Da hörte ich meinen Namen.

Ich wurde gebeten, mich in den Block A zu begeben und am Schalter der Pan Am zu warten.

Warum nicht? In der Halle befand ich mich sogar. Jetzt mußte ich nur noch den Schalter finden.

Bei einer Stewardeß erkundigte ich mich nach dem Weg. Die kaffeebraune Schöne erklärte ihn mir, wobei sie noch reizend lächelte.

Ein guter Service.

Etwa fünf Minuten später hatte ich den Schalter gefunden. Er war ziemlich umlagert. Tanith sah ich trotzdem. Sie trug einen braunen Pelzmantel, den sie nicht geschlossen hatte und der wie eine Glocke aufschwang, als sie mich entdeckte und mir entgegenlief.

»John Sinclair, ich freue mich.« Sie streckte beide Arme vor, und wir begrüßten uns herzlich.

Ich roch ihr Parfüm. Und ihre Herkunft konnte sie ebenfalls nicht verleugnen, denn sie sprach mit einem französischen Akzent.

Zum letztenmal hatte uns Belphégor zusammengeführt. Tanith war in den schrecklichen Fall mit hineingeraten, den wir zu einem guten Ende gebracht hatten. [1]

»Wie geht es dir?« fragte sie und strahlte mich an. Sie hatte das Haar wachsen lassen. Es schimmerte rötlich und die dichte Pracht berührte die Schultern.

»Müssen wir das hier bereden?« fragte ich.

»Du meinst…«

»Ja, ich lade dich zu einer Tasse Kaffee ein.«

»Gern, mein Lieber.« Sie hakte sich bei mir unter und lachte. Nichts an ihr wies darauf hin, welch einen Beruf sie ausübte, denn Tanith war eine der bekanntesten Hellseherinnen und auch Wahrsagerinnen der Welt. In ihr Haus in Paris kamen viele Politiker, Wirtschaftskapitäne, Schauspieler und Gesangstars, um sich die Zukunft vorhersagen zu lassen. Wenn sie die Wohnung in Paris für eine Zeit aufgegeben hatte, dann mußte sie dafür einen triftigen Grund gehabt haben.

»Schade, daß du Suko nicht mitgebracht hast«, sagte sie mit bedauernder Stimme.

»Ja, das tut mir selbst leid, aber mein Chef hatte kein Verständnis dafür.«

»Wieso?«

Ich hob die Schultern und ging ein wenig langsamer. Tanith paßte sich meinem Tempo an. »Offiziell liegt für ihn keine Gefahr vor…«

Das Lachen der Frau unterbrach mich. »Keine Gefahr? Der würde sich wundern. Drei Tote…«

»Ich meine keine magische Gefahr. Aber ich denke mir, daß es Reibereien zwischen der amerikanischen und der englischen Polizei gibt.«

»Aber du warst doch schon öfter in New York«, hielt mir die aparte Französin entgegen.

»Natürlich. Da ging auch alles offiziell, und man hat uns um Rat gefragt. Hier liegt der Fall anders. Ich bin praktisch als Privatmann hier und werde mich hüten, mich in die Polizeiarbeit einzumischen.«

»Wenn man es so sieht, hast du recht.« Tanith zog mich zur rechten Seite, denn sie hatte eine kleine Cafeteria entdeckt. Wir sahen, daß noch einige Stühle nicht besetzt waren.

An runden Glastischen nahmen wir Platz. Unser Blick glitt durch die großen Scheiben auf das Rollfeld. »Was möchtest du trinken?« fragte ich die Französin.

»Kaffee bitte.«

Ich bestellte zwei Tassen. »Und wie gefällt dir New York?« wollte ich von ihr wissen.

»Nicht gut.«

»Wieso?«

»Die Amerikaner sind hektisch. Irgendwie vermisse ich die lockere französische Art.«

Ich lachte. »Das kann ich mir vorstellen.« Dann zündete ich mir eine Zigarette an, während Tanith aus ihrer Handtasche ein schwarzes Zigarillo holte.

Ich gab ihr Feuer, sie bedankte sich nickend, dann kam unser Kaffee, den ich sofort bezahlte, und anschließend schaute Tanith mich an. »Du siehst aus, als hättest du Sorgen, John?«

Ich lächelte schmal. »Wer hat die nicht?«

»Ja, ja, sicher.« Sie streifte die Asche ab. »Aber bei dir sind es besondere. Du führst einen verzweifelten Kampf gegen Mächte, die du kaum unter Kontrolle bekommen kannst. Ich hänge ja auch mit drin, und das Schlimme ist, daß wir immer nur Einzelerfolge erringen können.«

»Wem sagst du das.«

Tanith schaute mich an. Ich sah in die unergründlichen Augen und in das dezent geschminkte Gesicht mit den hochstehenden Wangenknochen.

»Halte mich bitte nicht für eine Schwätzerin, aber über so etwas muß man reden, denn ich fühle immer mehr, daß die schwarze Magie erstarkt. Man hört auch soviel über Hexen.«

»Wie?«

Sie hob die Schultern. »Wenn ich etwas Konkretes wüßte, John,

würde ich es dir sagen, aber bei meinen Séancen habe ich bemerkt, daß der Hexenkult im Kommen ist. Ich brauche da nur an Wikka und leider auch an Jane Collins zu denken.«

Mit dem letzten Namen hatte sie mir nicht nur ein Stichwort, sondern auch einen Stich gegeben.

Jane Collins! Mein Gott. Ich zog hastig an meiner Zigarette und blies den Rauch ebenso schnell wieder aus.

»John, was hast du?« Tanith hatte bemerkt, daß ich etwas seltsam reagierte, und sie schaute mich besorgt an.

»Eigentlich nichts.«

»Doch. Ist es wegen Jane?«

Lügen hatte keinen Sinn, deshalb nickte ich. »Ja, es ist wegen Jane Collins.«

»Und?«

»Sie hat gemordet«, sagte ich leise und senkte dabei meinen Blick.

Tanith war erschrocken. Aber sie zeigte es nicht, denn sie behielt ihre Reaktion gut unter Kontrolle. »Gemordet?« flüsterte sie. »Nein, das ist…«

»Jane ist eine Hexe.«

»Hast du sie gesehen?«

»Nicht direkt«, erwiderte ich. »Aber die Folgen, und die waren schrecklich, glaub mir.«

»Wenn du nichts mehr sagen willst, John, dann laß es, ich kann dich gut verstehen.«

»Nein, nein. Es ist gut, wenn ich mit jemandem darüber reden kann. Jane war der schwarze Henker.« Obwohl ich eigentlich wegen eines anderen Falles hergekommen war, sprach ich über Jane Collins und deren schreckliche Tat.[2]

Tanith schüttelte den Kopf. Sie konnte es kaum begreifen, wußte aber, daß ich ihr keinen Bären aufgebunden hatte. Nach einer Weile fragte sie:

»Was willst du jetzt machen?«

»Nichts, gar nichts.« Ich zerbrach einen Zahnstocher und ließ die Abfälle in den Ascher fallen. »Ich kann nichts tun, sondern muß abwarten. Wobei ich sicher bin, daß ich irgendwann wieder auf Wikka und damit auch auf Jane Collins treffen werde.«

»Ja, das glaube ich auch. Ich spüre auch die Einflüsse. Bei meinen Sitzungen merke ich es. Der Teufel wird stärker. Er hat sich erholen können, John.«

»Klar, denn er weiß Wikka auf seiner Seite.« Ich drückte die Zigarette aus. »Hat denn der Fall, deswegen ich hergekommen bin, ebenfalls etwas mit dem Teufel zu tun?«

»Möglich.«

»Und worum geht es genau?«

Nun berichtete Tanith. Sie erzählte von den drei Morden. Ich erfuhr auch, daß die beiden Frauen Scarlet O´Banion und Tanith sich gekannt hatten.

Auf Kongressen hatten sie miteinander gesprochen und waren in einen regen Briefwechsel getreten. Durch eine Fachzeitschrift hatte Tanith von dem Ableben der Lucille erfahren und auch reagiert. Tanith versuchte, den Geist der Toten zu beschwören, doch sie kam nicht an ihn heran.

Etwas störte, lag wie eine Wand dazwischen, es war der Schatten ihres Mörders.

Kurz entschlossen faßte Tanith ihren Plan und mietete sich in der Mordwohnung ein. Den Vertrag hatte sie auf vier Wochen geschlossen.

Sie ging davon aus, daß auch die anderen beiden Morde in einem unmittelbaren Zusammenhang zu Lucille standen.

»Ist das eine Vermutung, oder hast du Beweise?« erkundigte ich mich.

»Beweise. Ich konnte die Akten durchwühlen, die Lucille hinterlassen hat. Dort war jeder Fall genau aufgezeichnet. Die Polizei hat sie nicht mitgenommen. Da stellte sich heraus, daß die beiden ersten Opfer Klienten von Lucille gewesen sind.«

»Weiß das auch die Polizei?«

»Ja.«

»Hat man in der Richtung nachgeforscht?«

»Sicher, aber nichts gefunden. Es gibt keine Motive für die Taten. Wenigstens nicht für die ermittelnden Beamten.«

»Aber für dich?«

»Das allerdings. Irgendwie muß es mit Lucilles Beruf zusammenhängen. Vielleicht ist sie in Zonen hineingeraten, die tabu bleiben sollten. Jetzt rächt sich das Jenseits.«

»Das alles sieht natürlich nicht gut aus«, gab ich zu, »denn wenn man weiterdenkt, dann muß man eigentlich zu dem Entschluß kommen, daß alle, die mit Lucille zu tun gehabt haben, in unmittelbarer Gefahr schweben.«

»Du denkst an ihre Klienten?«

»Genau.«

»Das stimmt, John. Aber wir können nicht alle überwachen. Dies geht nicht.«

»Nein, das ist auch nicht unsere Aufgabe, aber wir müssen versuchen, das Übel an der Wurzel zu packen. Eine andere Chance sehe ich nicht. Mir scheint, deine Einladung ist genau zur richtigen Zeit gekommen. Ich werde mich in der Wohnung als Untermieter einquartieren, falls du nichts dagegen hast.«

»Hätte ich dich sonst geholt?«

»Ja, da hast du recht.«

»Du selbst hattest noch keinen Kontakt mit den Mächten der Finsternis?«

»Wenn du meine Beschwörungen in der Wohnung meinst, nein. Ich erzählte dir ja von dieser Sperre.«

»Natürlich.« Ich versank in dumpfes Brüten. »Wo kann man nur das Motiv hernehmen?« murmelte ich nach einer Weile. »Wir sind bisher auf Vermutungen angewiesen. Ob es vielleicht möglich ist, daß wir es bei Lucille gar nicht zu suchen brauchen?«

»Wo denn sonst?«

Da war ich überfragt. Ich nahm die Tasse, um auch den letzten Kaffee auszutrinken. Im selben Augenblick mußte etwas Seltsames geschehen sein. Ich bemerkte es nicht, aber der Gesichtsausdruck der Wahrsagerin veränderte sich. Er nahm teils einen erstaunten, teils einen erschreckten Ausdruck an.

»Was ist denn los?« fragte ich.

»John.« Tanith schluckte. »Verflixt, John, über deinem Kopf, da liegt der Schatten einer Schlinge…«

***

Ich blieb steif sitzen. Die Worte der Wahrsagerin klangen noch in meinen Ohren nach.

Der Schatten einer Schlinge? Und das über mir? Auf einmal fühlte ich, wie es kalt meinen Nacken hinunterlief. Gleichzeitig spürte ich etwas anderes.

Da erwärmte sich etwas.

Auf meiner Brust lag das Kreuz und machte sich bemerkbar. Im Gegensatz zu dem kalten Gefühl im Nacken strahlte es eine gewisse Wärme ab. Für mich ein Beweis, daß mich Schwarze Magie umgab. Und Tanith hatte vom Schatten einer Schlinge gesprochen.

Ich hob wieder den Blick, so daß wir uns gegenseitig anschauen konnten. »Wo ist er?«

»Er befindet sich über dir.«

»Und?«

»Er berührt dich nicht. Auf deinem Haar malt er sich deutlich genug ab.«

Ich traute mich nicht, aufzustehen. Die Gefahr war da, ich aber dachte auch an die zahlreichen Menschen, die uns umgaben. Wenn diese mir noch unbekannten Kräfte aus dem schwarzmagischen Jenseits zuschlugen, dann brachte ich Unschuldige in Gefahr.

Deshalb tat ich nichts.

»Erzähl du mir, wo die Schlinge herläuft, Tanith?« bat ich die Französin.

Die Frau nickte. Sie kommt von oben, flüsterte sie. »Von der Decke. Und sie breitet sich aus. Sie erfaßt mit ihrer Seite deinen Kopf und

auch deine Schulter, dann läuft der Schatten zu Boden und vereinigt sich dort mit der anderen Seite der Schlinge.«

»Danke.«

»Jetzt wird sie kleiner!« zischte Tanith. Ich bemerkte die Gänsehaut auf ihrem Gesicht. Etwas schien mit dem Schatten nicht zu stimmen. Auch ich sah ihn. Ein dunkler Streifen huschte an meinen Augen vorbei.

Danach sah ich ihn nicht mehr, dafür Tanith.

»Er hat sich um deinen Hals gelegt!«

Alarm!

Und ich spürte im selben Augenblick, wie sich die imaginäre und bisher nur ein Schattendasein führende Schlinge zusammenzog. Auf einmal bekam ich keine Luft mehr.

Ich hatte kurz zuvor zwar noch einatmen können, einen Herzschlag später jedoch fing ich an zu würgen.

»John!« Tanith sprang auf. Sie sah einen Mann vor sich, dessen Gesicht allmählich rot wurde. Wie von selbst sprang mir der Mund auf, die Zunge kroch hervor, ich vernahm erregte Stimmen von den Nachbartischen —dort war man inzwischen auch aufmerksam geworden — und brachte mühsam meinen rechten Arm hoch, wobei ich auf meine Brust deutete und Tanith etwas verständlich machen wollte.

Hoffentlich begriff sie. Tanith mußte an mein Kreuz. Ich war zu schwach dafür und wurde plötzlich von der Schlinge nach hinten gerissen, wobei ich hart gegen die Stuhllehne krachte.

Tanith hielt nichts mehr auf der Stelle. Mit zwei Schritten hatte sie den Tisch umrundet, ihre Hand fuhr unter mein Hemd, ich fühlte für einen Moment ihre kühlen Finger auf der Haut, dann hatte sie das Kreuz und schob es in die Höhe.

Sie mußte an meinen Hals.

Ich kippte zur Seite. Die Vorgänge um mich herum sah ich wie durch einen dicken, rotgefärbten Nebel. Die Personen konnte ich kaum wahrnehmen, gnadenlos hatte sich die Schlinge um meinen Hals gezogen, Luft bekam ich überhaupt nicht mehr.

Dann hörte ich ein Zischen. Ein helles Licht strahlte vor meinen Augen, blendete mich, und während ich für einen Moment nichts sehen konnte, bekam ich wieder Luft.

Tief atmete ich ein. Zweimal, dreimal, ich hörte Taniths Stimme aus dem murmelnden Gewirr um mich herum und hob schwerfällig die Augendeckel.

Mir ging es wieder besser. Verdammt, ich hatte es gepackt und war der Würgeschlinge entkommen. Und das konnte ich nur Tanith verdanken.

Wenn sie nicht so gut reagiert hätte, wäre es wahrscheinlich mit mir

vorbei gewesen.

Es tat gut, durchzuatmen. Allmählich ging es mir wieder besser. Ich konnte wieder Luft holen, nichts hinderte mich daran, und ich nahm auch meine Umgebung wahr.

Man starrte mich an. Zahlreiche Augenpaare waren auf mich gerichtet.

Männer, Frau, Kinder — alle Rassen waren dabei vertreten, und ich versuchte ein müdes Grinsen.

Dann schoben sich zwei Männer in grünen Kitteln durch die Menge. Es waren Sanitäter, die mir Erste Hilfe leisten wollten. Als sie den Tisch erreichten, schüttelte ich den Kopf. »Nein, bitte, Gentlemen, ich bedanke mich für Ihr Bemühen, aber es ist wirklich nicht nötig. Ich schaffe es allein.«

»Wirklich, Sir?«

»Ja, es war nur ein kleiner Schwächeanfall. Der lange Flug, wissen sie. Ich komme aus London. Die Zeitumstellung.«

»Natürlich, das kommt öfter vor.« Der Sani lächelte. »Ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen Aufenthalt bei uns, Sir.«

»Den werde ich trotzdem haben.«

Die beiden verschwanden wieder. Auch die übrigen Gäste hatten das Interesse an mir verloren. Tanith rückte ihren Stuhl zurecht, nahm Platz und schaute mich besorgt an.

Ich fuhr mit der Innenseite meiner Hand über die schweißnasse Stirn.

Noch immer hatte ich den Schock nicht so recht überwunden. Das Herz schlug schneller, meine Hände zitterten, aber ich bekam endlich wieder Luft.

»Geht es wieder?« fragte mich Tanith.

Ich nickte. »Ja, so einigermaßen, meine Liebe. Das war eben verdammt hart gewesen.«

»Ich…ich konnte es nicht verhindern. Urplötzlich entstand diese Schlinge.«

»Ich schätze, daß wir uns auf einiges gefaßt machen können«, erwiderte ich. »Und wenn du nicht gewesen wärst und richtig reagiert hättest, dann sähe es…«

Tanith winkte ab. »Mach doch keinen Wirbel, John. Aber wir wissen jetzt, daß die Gefahr existiert.«

»Ja, und die Kräfte werden zuschlagen.«

»Wann?«

»Wenn ich das wüßte. Sollen wir noch bleiben?«

»Auf keinen Fall.« Tanith warf einen Blick auf ihre Uhr. »Himmel, es ist schon spät genug. Wenn wir in den Berufsverkehr kommen, dann gute Nacht, mein Lieber.«

»Dann laß uns starten.« Bezahlt hatten wir schon. Tanith war nicht mit dem eigenen Wagen gekommen. Wir nahmen auch kein normales

Taxi, sondern den Hubschrauber. Das ist zwar etwas teurer, geht aber schneller. Ich empfinde es als eine gute Einrichtung, vom Kennedy Airport nach Manhattan fliegen zu können, da bleiben Wartezeiten an den Brücken oder Tunnels erspart.

Wir mußten noch warten, bevor die nächste Maschine startete. Tanith hielt meinen Arm umfaßt Sie lächelte mich aufmunternd an.

»Gemeinsam schaffen wir es, John.«

»Das hoffe ich doch. Schließlich will ich so rasch wie möglich London wiedersehen. Und bald ist Weihnachten.«

»Wie feierst du es? Mit den Conollys?«

»Nein. Vielleicht werde ich mich mit Suko und Shao zusammensetzen, aber man weiß nie, was dazwischenkommt. Die Conollys sind übrigens nicht da, sondern in die Schweiz geflogen, wo sie Weihnachten in den Bergen feiern wollen.«

»Wie ich deren Glück kenne, passiert sicherlich wieder etwas«, meinte Tanith.

»Mal den Teufel nicht an die Wand. Die wollen Urlaub machen. Einmal hat es Ärger beim Winterurlaub gegeben. Das war in Grindelwald, als die verdammten Riesenameisen ankamen.[3] So etwas soll ihnen nicht noch einmal passieren.«

»Irgendwie habe ich eine böse Ahnung, John.« Ihr Gesicht verschloß sich, doch sie lächelte bald wieder, denn auch die Maschine schwebte heran, die uns nach Manhattan bringen sollte.

Der Hubschrauber faßte schon einige Personen. Außer uns stiegen noch acht Leute ein.

Ein Pilot, ein Co-Pilot und zehn Passagiere. Der Co-Pilot begrüßte uns.

Er wollte uns auch während des Fluges über Sehenswürdigkeiten informieren. Allerdings wies er jetzt schon darauf hin, daß Manhattan von einer Dunstglocke überlagert war, hinzu kam der graue Winterhimmel, viel war da nicht zu erkennen.

Wir hoben ab.

Erst aus der Luft konnte ich mir ein richtiges Bild von der Größe des Flughafens machen. Da war ja ein gewaltiger Komplex, den man da gebaut hatte.

In der Ferne schimmerte das Meer. Der »Graue Atlantik«, über den die dunklen Winterwolken jagten.

Wir flogen in Richtung Westen. Queens lag uns zu Füßen. Die breiten Highways waren graue Striche, über die farbige Gegenstände huschten, die Autos.

Wir würden auf einem der beiden Türme des World Trade Centers landen und von dort mit dem Taxi, einem Yellow Cab, weiterfahren.

Manhattan lag im Dunst. Selbst der East River war kaum zu erkennen.

Weiter im Süden lag die Freiheits-Statue, die ich aber auch nicht entdecken konnte.

Über das UN-Gebäude flogen wir hinweg und visierten die beiden Türme des World Trade Centers an. Wie graue Klötze schoben sie sich aus dem Dunst.

Der Pilot war die Strecke oft geflogen. Er visierte den erleuchteten Landeplatz auf einem der Türme an, wir sackten nach unten und setzten schließlich weich auf.

Als wir ausstiegen, erfaßte uns der Wind. Fast hätte er Tanith zu Boden geschleudert. Ich hielt sie fest, duckte mich und stemmte mich ebenfalls gegen die scharfen Böen.

So rasch es ging, liefen wir auf den Ausgang zu, wo sich auch die Fahrstühle befanden, die uns nach unten schossen.

Das ging per Expreß.

Taxis standen bereit. Leider hatte der Berufsverkehr schon begonnen, und ich erlebte den wahren Verkehrstaumel im Herzen von Manhattan.

Wir fuhren die Avenue of America in Richtung Süden hinunter. Dabei bewegten wir uns schubweise vorbei. Stau, fahren — Stau, fahren…

So ging es weiter.

In Greenwich Village waren die Straßen noch verstopfter. Es lag an der Enge. Bis zum Haus wollten wir nicht fahren, deshalb stiegen wir zuvor aus und gingen den Rest des Weges zu Fuß.

Den Grund des wilden Verkehrsstaus erkannten wir bald, denn wir gerieten in eine Demo. Man demonstrierte gegen die Kürzungen bei den Sozialleistungen. Seit Reagan wurden die Armen noch ärmer.

Village war etwas Besonderes. Es ist schwer zu beschreiben. Mir kam der Vergleich mit Soho in den Sinn, aber er stimmte nicht. Hier im Herzen von Manhattan gab es sicherlich auch Nepp, aber nicht so vordergründig wie in Soho.

Hier existierten noch wahre Lebenskünstler. Studenten, Maler, Bildhauer, es gab herrliche Lokale. Die europäische Küche war in zahlreichen Variationen vertreten. Ich sah ungarische Restaurants, italienische Pizzabuden, spanische Bodegas, holländische Käsestuben, bayerische Wirtshäuser.

Über allem lag ein nie abreißender Stimmenwirrwarr. Soweit Greenwich mit den Augen des Touristen gesehen. Als Polizist wußte ich auch von der anderen Seite.

Rauschgift, Prostitution, Zuhälterbanden, die Mafia, das alles gab es ebenfalls in diesem ausgeflippten New Yorker Viertel. Denn die Killerbanden wollten überall mitkassieren.

Wir gingen durch die engen Straßen. Bunte Häuser, deren Fassaden oft nicht nur einfarbig bemalt waren, sondern auch Motive zeigten. Meist künstlerisch realisierte Träume von Sex und Gewalt.

»Wie lange müssen wir uns noch durch die Massen schieben?« fragte ich meine Begleiterin und beobachtete gleichzeitig zwei junge Mädchen, die trotz der Kälte Boxershirts trugen und sich auf Rollschuhen voranbewegten.

»Die nächste Straße rechts ist es.«

»Und dann?«

»Müssen wir warten.«

»Auf wen?«

»Es hat sich eine Klientin aus Chicago angemeldet.«

Das war eine Überraschung. »Das sagst du erst jetzt?« gab ich mich erstaunt. »Was hat denn die Frau dazu gesagt, daß sie eine Fremde antraf?«

»Nichts, sie hatte bereits von mir gehört.«

»Bist du so berühmt?«

»Zumindest in gewissen Kreisen. Die Lady wollte mich auch schon in Paris konsultieren, leider gab es da immer Terminschwierigkeiten, so daß wir nichts machen konnten.«

»Dann hat sie Geld.«

»Reichlich. Ihr verstorbener Gatte hatte schwer verdient, als man die Schlachthöfe abriß.«

Wir bogen um die Ecke. »Das dritte Haus auf der rechten Seite ist es«, erklärte Tanith. »Das mit dem grünen Anstrich.«

Ich schaute schon vor. In dieser Straße herrschte nicht so ein Trubel. Es gab auch weniger Geschäfte.

Ich ging etwas schneller, drückte mich an zwei breitschultrigen Farbigen vorbei, die bunt gekleidet waren und Händchen hielten und hatte von der Seite her eine gute Sicht auf das Haus.

Es besaß mehrere Erker. Sie verteilten sich über die vier einzelnen Etagen.

Und auf dem Erker der zweiten Etage stand eine Frau. Sie trug einen hellen Fellmantel, hatte dunkles Haar und schaute in die Tiefe. Das Fenster in der Mitte war geöffnet.

Mich machte es stutzig, daß sie sich ausgerechnet in der Etage aufhielt, wo auch Tanith lebte. Ich wollte die Hellseherin danach fragen, drehte mich um und vernahm gleichzeitig den Schrei der anderen Passanten.

Wieder drehte ich mich.

Meine Augen wurden groß. Die Frau war auf das Fensterbrett geklettert, stand dort für einen Moment, breitete die Arme aus und sprang.

***

Der Ruf blieb mir im Hals stecken. Ich konnte nichts mehr für sie tun. Sie befand sich in der Luft, die Menschen unter dem Fenster sprangen

zur Seite, schufen Platz, damit die Frau, wenn sie fiel, die Passanten nicht zu Boden schmetterte.

Den erreichte sie nicht.

Auf halber Strecke sahen es auch die letzten. Um ihren Hals befand sich eine Schlinge mit dem zugehörigen Seil daran, das sich mit einem hohen Singen straffte, als der Sprung der Frau unterbrochen wurde.

Für die Dauer von etwa einer Sekunde lag eine atemlose Stille über der Straße.

Dann aber gellten Schreie gegen den grauen Dezemberhimmel Obwohl aus vielen Kehlen ausgestoßen, hörte er sich an wie ein einziger Schrei, der nach oben brandete.

Es war grauenhaft.

Zum Glück spritzten die meisten Passanten auseinander. Sie wollten nicht am Ort des Geschehens bleiben, ich bekam dadurch freie Bahn und blieb direkt unter den baumelnden Füßen der Frau stehen.

Auch wenn ich die Arme ausstreckte, konnte ich sie nicht berühren.

Inmitten des Trubels bot sie ein Bild des Schreckens. Der Wind spielte mit ihrem Körper, er pendelte, ich sah sogar in das Gesicht, erkannte die aus dem Mund hängende Zunge und die gebrochenen Augen.

Nein, der Frau war nicht mehr zu helfen.

Jemand krallte seine Finger in den rechten Ärmel meiner Jacke. Es war Tanith, die neben mir stand und Worte flüsterte, die ich nicht mitbekam.

Ich hatte nur Augen für die Tote. Ein beklemmendes Gefühl breitete sich in meinem Innern aus. Sollte ich mir Vorwürfe machen?

Nein, wir hatten nichts tun können.

»Das vierte Opfer«, sagte Tanith. »Ich verstehe es nicht, John. Welch ein Spiel läuft da?«

»Haben sich noch mehr Klienten für heute angemeldet?« wollte ich wissen.

»Ja, ein Mädchen. Judy Jackson.«

»Sag ihr ab.«

»Ich weiß nicht, wo ich sie erwischen kann. Sie ist Sängerin und der Star eines Musicals am Broadway. Die Kleine ist immer unterwegs. Sie wird von allen Seiten hochgejubelt.«

Harte Rempler brachten uns aus dem Weg. New Yorker Cops erschienen und scheuchten die Gaffer zur Seite. Sie waren nicht gerade zimperlich. Schnauzten herum und nahmen auch mal ihre Hände zu Hilfe.

Ich packte Tanith und sah zu, daß wir in die Nähe der Haustür gelangten. Drei Typen wollten uns nicht durchlassen. Es waren wild aussehende Punker. Ich umging sie und erreichte die Tür, die Tanith hastig aufschloß. »Die Polizei wird sowieso gleich kommen.«

Nachdem sie geöffnet hatte, führte sie mich in einen breiten Flur, an dessen Ende sich eine Treppe anschloß. Einen Fahrstuhl gab es nicht.

Wir mußten die blankgeputzten Holzstufen zum zweiten Stock hinaufgehen.

Eine große Doppeltür verschloß den Eingang. Tanith hatte den Schlüssel und öffnete.

Ein breiter Flur nahm uns auf. Er war in düsteren Farben gestrichen worden. Als Tanith einen Lichtschalter betätigte, flammten zwischen den Türen an der Wand mehrere Lampen auf, die den langen Flur ausreichend erhellten.

»Wieviele Zimmer hast du denn?« fragte ich, als ich die Türen zählte.

»Acht.«

»Und was willst du damit?«

»Ich schlafe jede Nacht in einem anderen.« Tanith führte mich auf die breiteste Tür am Gangende zu. Die war nicht verschlossen. Sie führte in das Arbeitszimmer.

Als wir die Tür öffneten, bemerkten wir bereits den Wind, der durch das offene Fenster fuhr. Er wehte auch einige Papiere vom Schreibtisch, die Tanith liegenließ. Wir begaben uns zum Fenster und schauten hinaus.

Sofort begann ein Polizist zu schimpfen und zu gestikulieren. »Bleiben Sie, wo Sie sind, und berühren Sie auf keinen Fall die Leiche.«

Im Abdrehen winkte ich ihm zu, daß ich verstanden hatte. Das Seil war an einem Heizkörper unter dem Fenster befestigt. Und zwar mit einem dicken Doppelknoten.

Mir waren die Taten, die im ersten Augenblick auf einen Selbstmörder hinwiesen, noch immer ein Rätsel. Ich wußte nicht, was die anderen dazu trieb, auf diese Art und Weise in den Tod zu gehen. Vielleicht verbarg das Haus ein Geheimnis?

Ich schaute mich um.

Eigentlich sah das Zimmer normal aus, mal abgesehen von der doch sehr hohen Decke, aber das fand man in Altbauten öfter. Bücherregale, ein Schreibtisch, Karteikästen, alles geschäftsmäßig aufgezogen. Ich sah keinerlei magische Hilfsmittel, keinen Schnickschnack, aber das gab es vielleicht in den anderen Räumen.

Tanith hatte auf einem Stuhl Platz genommen. Sie trug noch immer den weiten Pelzmantel. Ihre Hände lagen zusammen, sie schaute ins Leere.

Hin und wieder hob sie die Schultern.

Ich ahnte, was in ihr vorging und versuchte, ihr ein wenig Trost zuzusprechen.

»Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen«, sagte ich mit leiser Stimme. Sie lächelte sparsam. »Es ist lieb von dir, John, daß du so

sprichst, aber ich hätte es wissen müssen.«
»Nein.«
»Doch, ich habe es gefühlt.« Sie drehte sich abrupt um, so daß sie mich anschauen konnte. »Dieses Haus, John, ist verflucht. Glaub mir, hinter den Mauern nistet das Böse. Ich spüre es. Es ist unheimlich, grauenvoll. Ein gefährlicher Fluch, der sich hier festgesetzt hat.«
»Wie kommst du darauf?«
»Meine Ahnungen kennst du ja. Ich spüre mit jeder Faser meines Körpers, daß uns Unheil umgibt.«
»Kannst du dich da genauer ausdrücken?«
»Kaum. Aber ich werde es herausfinden. Oder wir. Zudem habe ich das Gefühl, als wäre Lucille nicht tot.«
»Was sagst du da?«
»Ja, sie lebt und lebt trotzdem nicht. Ihr Geist findet keine Ruhe, John. Er spukt…«
Ich nickte. So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht. »Und weshalb soll er spuken?«
»Weil da eine andere Kraft in dem Haus wohnt, die ungeheuer stark ist und diesen Geist in ihren Klauen bannt«
»Welche sollte das sein?«
»Siehst du, John, das weiß ich eben nicht. Wir könnten es herausfinden. Und zwar durch eine Beschwörung. Das Haus hat sein grauenvolles Geheimnis, nur weiß ich nicht, wo ich es suchen soll.«
»Vielleicht in der Vergangenheit.«
»Möglich. Man müßte wissen, wann es erbaut worden ist. Vielleicht hat hier mal ein Teufelsdiener gewohnt. Es ist alles drin, John, und ich spüre die Beklemmung.«
Sirenen hörten wir beide. Die Mordkommission war alarmiert worden und kam.
Ich lief zum Fenster, schaute hinaus und sah drei Wagen. Ein Troß von Reportern folgte ihnen. Da die Tote noch vor der Hauswand hing, hatten die Presseleute natürlich das beste Motiv. Sie würden mit den Aufnahmen die Sensationsgier der Leser anstacheln und die Auflagen für ein bis zwei Tage in die Höhe schnellen lassen.
Ich ging wieder zurück. »Wir werden gleich verhört. Was sagen wir?«
»Die Wahrheit.«
»Sicher. Auch etwas von unseren Vermutungen?«
»Um Himmels willen. Das würde uns doch keiner glauben, John. Nein, da halte ich mich lieber zurück.«
Schon vernahmen wir auf der Treppe Schritte. Die Wohnungstür hatten wir geschlossen. Es schellte, Tanith erhob sich und ging durch den Flur, um zu öffnen.
Gleich drei Männer polterten in die Wohnung. Zwei liefen sofort durch, bedachten mich mit einem knappen, kalten Blick und wandten

sich sofort dem Fenster zu.

Dann kam der Chef. Mit Tanith zusammen betrat er den Raum, sah mich und stutzte.

»Wer sind Sie?«

Ich sagte meinen Namen.

»Mr. Sinclair ist ein Freund von mir«, erklärte die Wahrsagerin. »Er kommt aus London.«

»Das höre ich schon am Dialekt«, erwiderte der Chef knurrig. »Aber damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben, werde ich Ihnen auch meinen Namen sagen. Ich bin Lieutenant Melvin und habe eines der beschissensten Reviere in New York zu leiten. Alles klar?«

»Sicher.«

Melvin machte mir den Eindruck eines Polizisten, der seine Illusionen verloren hat. Ihn würde man wohl kaum als Hauptdarsteller einer Fernsehserie aussuchen. Sein Haar war weiß und schütter geworden. Er trug einen abgewetzten Ledermantel, der grün schillerte. Eine Jacke hatte er sich nicht angezogen. Da der Mantel nicht geschlossen war, sah ich als weitere Kleidung Hemd, Hose und Strickweste.

In seiner Gesichtshaut fielen die Falten auf. Die Lippen waren schmal wie Käsescheiben.

Melvin setzte sich und sprach mit seinen Leuten. »Selbstmord?« rief er zum Fenster rüber.

»Nein, Chef.«

»Was macht euch so sicher?«

»Die Erfahrung. Das ist dieselbe Scheiße wie bei den anderen drei Leichen.«

»Okay, wird notiert.« Er hob den Kopf und schaute uns an. »Die vierte Leiche«, sagte er.

»Das wissen wir«, meinte Tanith.

»Schön. Aber ich habe das Gefühl, daß Sie mehr wissen, als sie eigentlich zugeben wollen.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so. Schließlich ist das nicht der erste Tote in ihrem Haus. Oder täusche ich mich?«

»Nein, Scarlet O´Banion ist ja auch umgebracht worden.«

»Genau, die liebe Lucille ist tot. Ich möchte wetten, daß die neue Leiche auch zu ihrem Kundenkreis gehört.«

»Die Wette würden Sie gewinnen, Lieutenant«, sagte ich.

»Ja, Mister. Ich gewinne immer.« Er fixierte mich scharf. »Kann es sein, daß ich Sie schon mal gesehen habe«

»Wenn Sie in London waren…«

»Nein, hier.«

»Ich bin nicht zum erstenmal in New York.«

»Sinclair heißen Sie. Wenn ich so darüber nachdenke, gibt es den

Namen mehr als einmal. Aber ich weiß genau, daß er mir in einem bestimmten Zusammenhang schon untergekommen ist.«

»Ich wüßte nicht, wo wir uns schon begegnet wären, Lieutenant. Wirklich nicht.«

»Persönlich nicht. Aber Ihr Name…«

»Sie sagten selbst, daß es viele Sinclairs gibt.«

»Treiben Sie hier keine Wortspalterei. Sie bleiben ja noch in unserer netten Stadt.«

»Natürlich.«

»Dann präsentiere ich Ihnen auch die Lösung. Und jetzt will ich wissen, was Sie für Aussagen machen können.«

»Keine.«

»Das ist besser als nichts.« Er lachte grunzend. »Erzählen Sie von Beginn an.«

Das tat ich auch. Natürlich verschwieg ich den geheimnisvollen Überfall am Flughafen, aber das wollte er auch nicht hören. Ihn interessierte die Entdeckung der Leiche.

»Wir haben den Mord oder Selbstmord noch miterlebt, Lieutenant«, erklärte ich.

»Und konnten nichts tun?«

»Nein, wir waren zu weit weg.«

»Sie sind dann ins Haus gelaufen?«

»Ja.«

»Wer ist Ihnen begegnet?«

»Niemand.«

»Das können Sie beschwören?« Melvin schaute uns der Reihe nach an.

Diesmal gab Tanith die Antwort. »Sicher können wir das beschwören. Uns ist niemand begegnet.«

Melvin hob den Kopf. Seine Lippen zuckten. »Ich weiß nicht so recht, ob sich das alles noch ausdehnen wird. Hoffe aber, daß dies die letzte Leiche gewesen ist, denn mittlerweile geraten auch Sie in ein schiefes Licht.«

Ich hätte ihm zu dieser letzten Bemerkung einiges erzählen können, unterließ es jedoch und erhob mich statt dessen. »Haben Sie noch Fragen, Lieutenant?«

»Vorläufig nicht.« Er stand ebenfalls auf und schaute auf den Karteischrank. »Wir haben uns eine Ablichtung der Kundenkartei machen lassen«, sagte er. »Eigentlich müßte ich jede Person, die bei der Wahrsagerin ihre Zukunft wissen wollte, überwachen lassen. Aber so viele Leute habe ich nicht. Sie beide haben diese Frau zufällig mal konsultiert?«

»Nein, Lieutenant«, erwiderte Tanith. »Miß O´Banion war eine Freundin von mir. Deshalb bin ich zu ihr gegangen.«

»So ist das…« Er steckte sein Buch weg, in das er einige Notizen geschrieben hatte und wandte sich zum Gehen. »Wir sehen uns bestimmt noch wieder. Und über Sie, Sinclair, bekomme ich auch Bescheid, das kann ich Ihnen versprechen.«

»Verdächtigen Sie mich etwa, Lieutenant?«

»Nein.«

»Was macht mich für Sie denn so interessant?«

»Ihr Name. Ganz einfach.« Er drehte sich um und ging. Seine Mitarbeiter folgten ihm schweigend.

Als die Tür zugefallen war, atmete Tanith auf. »Puh«, sagte sie, »das war eine haarige Sache. Der kann dich nicht leiden, John.«

»Ich weiß nicht so recht. Melvin ist ein guter Polizist. Vier Morde in seinem Bezirk, das kann einem schon auf den Wecker fallen, glaub mir. Zudem habe ich in New York tatsächlich aufgeräumt. Es ging da um Zombies und Ghouls, die Manhattan überschwemmen wollten.« [4]

»War Melvin denn dabei?«

»Nein, aber dieser Fall hat damals Furore gemacht. Er wird sicherlich genug davon gehört haben.« Während dieser Worte war ich zum Fenster gegangen und schaute hinaus.

Man hatte die Tote abgeschnitten. Sie wurde bereits weggeschafft. Es ist immer ein makabres Bild, wenn eine Leiche in einen Sarg gesteckt wird, um sie fortzubringen. Daran werde ich mich nie gewöhnen.

»Und was machen wir?« fragte Tanith.

»Warten.«

»Auf wen?«

Ich hob die Schultern. »Judy Jackson, auf den Mörder. Was weiß ich alles.«

»Judy hat keinen genauen Termin genannt«, sagte die Wahrsagerin.

»Deshalb müssen wir hierbleiben.«

»Ich wäre auch nicht weggegangen, aber ich möchte mir die Wohnung ansehen und auch das Haus. Wer wohnt hier noch alles?«

»Da habe ich kaum eine Ahnung. Ich sehe die Leute so gut wie nicht, weil sie arbeiten. Nur abends kommen Sie zurück.«

»Mit ihnen könnte man auch reden. Vielleicht haben sie etwas gesehen.«

»Oder befinden sich in Gefahr.«

»Auch das«, gab ich zu.

Plötzlich lachte Tanith. Als ich sie erstaunt anschaute, sagte sie: »Du, John, ich habe Hunger. Das hört sich zwar dumm an, aber es ist so.«

»Dann gehen wir was essen.«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe einen besseren Vorschlag. Einer muß hierbleiben. In der Nähe gibt es einen Schnellimbiß. Dort hole ich uns was.«

»Hamburger?«
»Was sonst?«
»Okay.« Ich grinste. »Für mich dann einen großen mit viel Ketchup dazu.«
»Mach ich.«
»Und ich schaue mir inzwischen die Wohnung näher an. Acht Räume sind ja nicht wenig.« Tanith ging schon zur Tür, wohin ich sie begleitete.
Als die Wahrsagerin nach unten ging, drehte ich mich um.
Mit dem Rücken zur Tür blieb ich stehen und schaute in den Korridor. Er war wirklich lang. So etwas trifft man nur in alten Häusern vor. Auch in London gab es Bauten, die so ähnlich aussahen. Ich dachte darüber nach, daß die Morde ein gemeinsames Motiv haben mußten. Nur — wo konnte ich es finden?
Langsam schritt ich vor. Es war still geworden. Die dicken Mauern des Hauses hielten den Lärm von der Straße gut ab. Da brauchte man nicht extra zu isolieren.
Ich warf einen Blick in die einzelnen Räume. Am besten gefiel mir das Bad. Es war schwarz gekachelt.
Das hatte ich auch noch nicht gesehen. Überrascht blieb ich auf der Schwelle stehen und machte Licht. Die Lampen waren an der Decke befestigt. Sie brauchten eine starke Leuchtkraft, um den viereckigen Raum zu erhellen.
Pechschwarze Fliesen mit weißen Fugen. Die sanitären Anlagen besaßen eine graue Farbe. Hätte nur noch gefehlt, daß auch der Spiegel eine dunkle Fläche zeigte.
Innerhalb des Raumes lag noch ein Hauch von Taniths Parfüm. Man merkte, wer sich in der Wohnung aufhielt.
Meine Schritte stoppten. Sogar die Decke war dunkel gestrichen. Die Lampen kamen mir vor wie glänzende Augen.
Das Bad machte einen unheimlichen Eindruck. Wie auch die gesamte Wohnung. Ich hatte zwar keinen Beweis dafür, aber ich merkte es irgendwie, daß einiges nicht stimmte.
Als ich das Bad wieder verließ, hatte sich der Eindruck nicht verflüchtigt.
Im Gegenteil, er war stärker geworden.
Ich nahm mir die nächste Tür vor. Sie war nicht verschlossen, und ich konnte in ein leeres Zimmer schauen. Dort standen keinerlei Möbelstücke. Ebenfalls eine Sache, die mich wunderte, aber wenn eine Person eine Wohnung mit acht Zimmern gemietet hatte, dann war es immer schwer, diese Räume auch einzurichten.
Auch die weiteren Zimmer zeigten eine spärliche Möblierung. Selbst der Schlafraum und die Küche. Alles wies darauf hin, daß Lucille nicht vorgehabt hatte, sehr lange hier zu leben. Es war auf einen schnellen

Auszug hin eingerichtet worden.
Ich ging weiter.
Das Arbeitszimmer.
Hier hatte sie ihre Klienten empfangen, und meine Hand lag bereits auf der Klinke, als ich stutzte.
Ich hatte ein Geräusch gehört. Seltsame Laute, die überhaupt nicht in die Wohnung paßten.
Als ich mich konzentrierte, da vernahm ich sie deutlicher. Hinter der Tür waren sie aufgeklungen, und für mich hörte es sich an wie ein angstvolles Seufzen…

***

Außer mir befand sich niemand in der Wohnung. Auch Tanith war nicht zurückgekehrt, ich hätte sie gehört. Wer, zum Teufel, hatte dieses Geräusch ausgestoßen?
Ein Geist?
Meine Hand lag nach wie vor auf dem kühlen Metall der Klinke. Nur langsam drückte ich sie nach unten und konnte die Tür öffnen, da sie nicht abgeschlossen war. Ich schlüpfte hinein.
Der Raum war dunkel. Ich zeichnete mich auf der Schwelle als schmaler Schattenriß ab und fand das nicht gut. Rasch huschte ich zur Seite, streckte meinen Arm aus, die Hand fuhr an der Tapete entlang, was ein leises Schaben hervorrief, dann hatte ich den Schalter für das Licht gefunden.
Es passierte nichts.
Für die Zeitspanne von drei Sekunden ungefähr blieb es dunkel, bis dann eine Lampe aufglühte, die sich unter der Decke befand. Aber sie warf kein normales, helles Licht, sondern gab einen rötlichen Schein ab.
Ziemlich gespenstisch.
Jetzt erkannte ich auch, weshalb es im Zimmer dunkel war, obwohl wir Tag hatten.
Die Vorhänge verdeckten die zwei Fenster. Der pechschwarze Stoff reichte bis zum Boden.
Und wer hatte so angstvoll geseufzt?
Ich schaute mich um. Da sah ich den runden Tisch mit der grünen Bespannung. Stühle standen davor. Sie waren mit dickem Leder gepolstert. Die Wände zeigten eine Schalldämmung, und auf dem Tisch stand eine Kugel, die ich kannte.
Tanith hatte sie aus Paris mitgebracht.
Es war ihr Arbeitsgerät. In dieser Kugel, die genau in meinen Kelch des Feuers paßte, wohnten magische Kräfte. Das wußte ich, das war auch nicht wegzudiskutieren, denn ich hatte es selbst erlebt. Vielleicht war Tanith der einzige Mensch auf der Welt, der tatsächlich eine

magische Kugel besaß. Man hörte ja oft davon, aber fast alle Kugeln konnte man vergessen. Das war nur Bauernfängerei.

Nicht so bei Tanith.

Mit möglichst lautlosen Schritten ging ich auf den Tisch zu und damit auch auf die Kugel. Ich nahm dabei die Atmosphäre dieses Zimmers in mich auf.

Etwas war hier anders als in den übrigen Räumen, und ich hatte alle gesehen.

Hier lauerte was.

Neben dem Tisch blieb ich stehen. Mein Blick traf die Kugel. Von oben schaute ich in sie hinein, aber ich konnte nichts sehen. Sie zeigte mir kein Bild. Es gab keine Spur, die auf irgendetwas hingedeutet hätte, was für mich interessant gewesen wäre.

Aber woher war das Seufzen gekommen? Getäuscht hatte ich mich nicht, dessen war ich sicher.

Mein Kreuz sollte mir den Weg weisen. Es hatte am Flughafen gut reagiert, deshalb holte ich es hervor und behielt es auch sicherheitshalber in der Hand.

Ein wenig hatte sich das edle Metall erwärmt.

Es gab also doch etwas innerhalb dieses Raumes, das man mit Schwarzer Magie in Zusammenhang bringen konnte.

Ich mußte an den letzten Fall denken, in dem das Kreuz auch eine wichtige Rolle gespielt hatte. Als der Schädelthron der Satans-Eulen auseinanderflog und ich für eine Weile wegtrat, hatte mich das Kreuz gerettet. Durch seine weißmagischen Aktivitäten, die der alte Prophet Hesekiel ihm eingab, konnte es mein Leben sichern.

Ohne dieses wertvolle Kruzifix wäre ich längst verloren gewesen.

Auch hier tat sich etwas, sonst hätte sich das Metall nicht erwärmt. In der Kugel sah ich nichts. Ich berührte sie und legte dabei meine Handfläche auf die Rundung.

Sie fühlte sich ein wenig warm an, als würde etwas in ihrem Innern pulsieren.

»Aahhh…«

Da vernahm ich es wieder. Ich fuhr herum, stoppte in der Drehung und schaute auf die Wand.

Von dort war das Geräusch gekommen, und in dem Mauerwerk zeichnete sich auch eine Gestalt ab.

Die Gestalt einer Frau, aber hinter ihr schwebte übergroß und drohend der Schatten einer Schlinge…

***

Es war ein makabres Bild, und mich überzog eine Gänsehaut. Dabei kam ich mir vor, als würde ich vor einer Kinoleinwand stehen und auf die schattenhaften Gestalten eines schlecht kopierten Films schauen.

Das war unheimlich. Die Frau war zwar als solche zu erkennen, Einzelheiten aber nahm ich nicht wahr.

Sie stöhnte.

Ihr Seufzen, das manchmal in ein schweres Ächzen überging, konnte man kaum hören. Dieses in der Wand gefangene Wesen mußte schreckliche Qualen erleiden und konnte keine Ruhe finden.

Die Erklärung lag auf der Hand. Im Innern der Mauer steckte ein gefangener Geist.

Aber welcher?

Eigentlich kam für mich nur Lucille, die rechtmäßige Mieterin der Wohnung in Betracht. Durch sie war praktisch alles ins Rollen gekommen, und sie zeigte sich dafür verantwortlich, daß diese Taten geschehen waren.

Jetzt mußte sie dafür leiden und fand nicht die ewige Ruhe.

Dokumentiert durch das Zeichen der Henkersschlinge.

Welch ein Rätsel verbarg dieses Mietshaus mitten im Herzen der Millionenstadt New York?

Vielleicht vier Schritte trennten mich von dem Ort des unheimlichen Geschehens. Ich überwand meine erste Überraschung und schritt auf die Wand zu.

»Helfen…«, schallte es mir plötzlich dumpf entgegen. »Befreit mich! Der Henker…« Danach vernahm ich abermals das tiefe Seufzen und Stöhnen, die Gestalt im Gestein bewegte sich zuckend und hektisch, bevor sie allmählich verblaßte und verschwand.

Als ich hinzusprang und die Wand berührte, war auch die Schlinge nicht mehr zu sehen. Das geweihte Kruzifix prallte gegen die Verkleidung, und nichts geschah.

Ich atmete tief durch. Eine erste Spur hatte ich gefunden. Sie führte zu einem Henker, denn davon hatte die Gestalt gesprochen. Wer war dieser Henker?

Wenn wir das herausfanden, kamen wir der Lösung des Falles ein ganzes Stück näher.

Ich drehte mich um, und mein Blick fiel dabei auf die Uhr. Ich wußte nicht genau, wann Tanith verschwunden war, aber das Lokal sollte in der Nähe liegen, und eigentlich hätte sie längst zurücksein müssen. Das war nicht der Fall.

Ich wurde unruhig.

Wer in diesem Haus lebte, war verflucht. Den traf die Rache einer finsteren Magie. Normalerweise hätte ich mir keine Sorgen gemacht, hier sah die Sache anders aus. Das hier war nicht normal, etwas hatte von diesem Haus Besitz ergriffen, und der Begriff Henker war gefallen.

Steckte er hinter allem?

Ich konnte davon ausgehen, drehte mich um, verließ das Zimmer und schloß die Tür.

Dann lief ich ins Arbeitszimmer, wo auch dieser seltsame durch kleine Lampen beleuchtete Spiegel an der Wand hing. Wenn man in ihn hinein schaute, kam man sich unendlich weit entfernt vor.

Ich ging an ihm vorbei und hatte ihn fast passiert, als ich plötzlich stutzte.

Da war etwas im Spiegel.

Aber nicht ich selbst, sondern eine andere Gestalt. Sehr klein kam sie mir vor.

Ich drehte mich, schaute genauer hin und sah eine blondhaarige Frau in einem blauen Kleid. Sie winkte mir mit irgend etwas zu, das ich auf Anhieb nicht erkennen konnte, doch mein Blick wurde besser, und ich identifizierte den Gegenstand.

Es war eine Henkersschlinge!

***

Die Überraschungen nahmen kein Ende. Erst das Stöhnen aus der Wand, dann der Geist einer weiblichen Person, und nun sah ich diese Frau wahrscheinlich wieder, und sie winkte mir mit der Schlinge, durch die sie wahrscheinlich gestorben war.

Das sollte einer verstehen.

Ich mußte mich überwinden, um dicht an den Spiegel heranzutreten.

Unwillkürlich zögerte ich, etwas zu unternehmen, ich ließ das Kreuz beiseite und schaute nur auf die Person.

Sie kam näher.

Und sie wurde auch ein wenig größer, allerdings änderte sich dies im nächsten Augenblick, denn obwohl sie lief, schien sie auf der Stelle stehenzubleiben. Als ob sie auf einem Transportband ging.

Seltsam…

Und dann bewegte sich ihr Gesicht. Es war kein Zucken oder ein Verziehen der Wangen, nein, sie sprach und deutete dabei mit der freien Hand auf die Schlinge.

Die Worte konnte ich nicht verstehen. Wahrscheinlich waren sie auch lautlos gesprochen worden, so mußte ich versuchen, sie an den Lippen der geheimnisvollen Erscheinung abzulesen.

Ich tat mich schwer.

Aber sie wiederholte immer nur ein Wort. Allmählich bekam ich so etwas wie Routine und wußte, was sie sagen wollte.

GEFAHR!

Ja, sie sprach die einzelnen Buchstaben, obwohl ich sie nicht hören konnte.

GEFAHR!

Abermals las ich diesen Begriff von ihren Lippen ab, und meine Hände ballten sich zu Fäusten. Dieses Geistwesen warnte mich vor einer Gefahr. Aber vor welcher?

Sie konnte überall lauern. In jeder Ecke, in jedem Winkel dieses Hauses, konnte aus der Wand, der Decke und dem Boden kommen. War diese Warnung allgemein gehalten oder speziell?

Das hätte ich gern gewußt und schaute die Gestalt weiterhin an. Da bemerkte ich, daß sie nicht nur in allgemeinen Worten sprach, sondern auch konkreter wurde.

Ein zweites Wort formulierte sie. TANITH!

Gefahr und Tanith. Ich brauchte wirklich nicht lange, um die beiden Begriffe in einen Zusammenhang zu bringen. Wer mich so warnte, der bewies mir, daß es höchste Eisenbahn wurde.

Ich machte auf der Stelle kehrt und verließ das Zimmer mit langen Schritten. Rasch hatte ich auch den Gang hinter mich gebracht, riß die Wohnungstür auf und schaute in das düstere Treppenhaus.

Auf der Fußabtretermatte blieb ich für einen Moment stehen. Im Haus war es fast still, bis auf die über mir erklingenden Schritte, die aus einer Wohnung drangen.

Aber nicht nur dort. Auch von unten, wo sich die Haustür befand, hörte ich Geräusche.

Und die waren schlimmer.

Ein kaum unterdrücktes Stöhnen und Ächzen, dann zwei dumpfe Schläge und das irre Kichern.

Mich hielt nichts mehr.

Fast flog ich die Treppen hinunter. Mit einer Hand hielt ich mich am Geländer fest, nahm drei, vier Stufen auf einmal, auf den Holztreppen dröhnten die Schritte, und die Angst umkrallte mein Herz.

Ich mußte es schaffen.

Die letzten fünf Stufen nahm ich mit einem Sprung, fing mich gut ab, kreiselte herum und schaute in die Richtung, die zur Rückseite des Hauses führte.

Leider war es zu dunkel, so daß ich nichts erkennen konnte. Nach einigen Schritten aber sah ich es.

Tanith befand sich in einer lebensgefährlichen Lage. Jetzt hatte sie die Schlinge um den Hals. Das Paket mit den Hamburgern wurde von meiner Fußspitze weggeschleudert. Ich sah, wie Tanith kämpfte und mit den Hacken auf den gefliesten Boden schlug.

Dann war ich bei ihr.

Mit dem Kreuz.

Kaum hatte ich es in die Nähe der Wahrsagerin gebracht, als die Schlinge sich vor meinen Augen auflöste und nicht mehr zu sehen war.

Ich hörte das Kichern in dem Augenblick, als ich die zusammensackende Tanith auffing.

Das Geräusch war über mir aufgeklungen, wo die Treppe nach oben führte. Ich drehte den Kopf, sah aber nichts. Der Unheimliche,

wahrscheinlich der Henker, war verschwunden.

Wieder einmal hatte er uns genarrt.

Tanith lag in meinen Armen. Ihr Gesicht schimmerte blaß. Sie bewegte die Lippen, war jedoch zu schwach, um sich artikulieren zu können. Ich hatte dafür Verständnis, am Flughafen war mir schließlich dasselbe passiert.

Leicht schlug ich gegen ihre Wange und sprach auf sie ein. Sie sollte wieder zu sich selbst finden, mehr als ein Stöhnen drang nicht über ihre Lippen.

Ich nahm sie kurz entschlossen auf meine Arme und ging den Weg wieder zurück. In der Wohnung angekommen, atmete ich ein paarmal tief durch. Das Tragen hatte mich angestrengt, und ich legte Tanith auf das Bett.

Als ich mich wieder aufrichtete, hauchte sie mir ihr »Danke« entgegen, was mich zu einem Lächeln veranlaßte.

»Eine Hand wäscht die andere.«

»Kann ich etwas zu trinken haben?« fragte sie.

»Sicher.« Ich ging in die Küche, um Wasser zu holen. Mit einem zur Hälfte gefüllten Glas kehrte ich wieder zurück, setzte es der Wahrsagerin an die Lippen und ließ sie trinken.

Das Wasser tat ihr gut. Tanith hatte sich aufgesetzt, ich stützte ihren Rücken.

Sie leerte das Glas und ließ sich entspannt wieder zurücksinken. »Woher wußtest du, John, daß ich in Gefahr gewesen bin?«

»Man hat mich gewarnt.«

»Wer?« Sie schaute mich an, massierte dabei ihren Hals, und allmählich kehrte Farbe in ihr Gesicht zurück.

»Lucille!«

»Nein!« Tanith wollte sich aufsetzen, ich drückte sie wieder zurück.

»Doch, ich habe sie gesehen. Sie ist blondhaarig, trug ein blaues Kleid, ich sah sie im Spiegel ihres Arbeitszimmers. Das ist der, der eine so außergewöhnliche Perspektive bietet.«

»Und sie oder ihr Geist hat tatsächlich mit dir gesprochen?«

»Nicht direkt.« Ich berichtete ihr, wie alles gekommen war. Auch von den vorherigen Ereignissen sprach ich, und da wunderte sie sich doch.

»Der Geist hat keine Ruhe. Er kann keine Ruhe finden, weil er terrorisiert wird.«

»Von einem Henker«, erklärte ich. »Das stimmt, John.«

»Nur müßte man wissen, wer dieser Henker ist. Und weshalb er in diesem Haus auftaucht.«

Tanith lächelte. »Du schaust mich dabei an, als würdest du von mir die Antwort erwarten.«

»So ist es auch.«

»Nein, tut mir leid. Ich habe keinen Henker gesehen und auch nichts

von ihm gehört. Ehrlich nicht.«
»Denk mal nach.«
»Wirklich nicht, John.«
»Hat Lucille mit dir davon gesprochen?« erkundigte ich mich bei ihr.
»Nein, nie.« Tanith verließ jetzt das Bett auf der mir gegenüberliegenden Seite. Mit allen zehn Fingern fuhr sie durch ihr Haar, hob die Schultern und sagte: »Vielleicht wußte sie auch nichts davon. Ist doch möglich, oder nicht?«
»Ja.« Ich erhob mich ebenfalls und begann durch das Zimmer zu wandern. »Sie wird nichts gewußt haben, halten wir das mal fest. Aber das konnte sich andern. Vielleicht hat sie zu Beginn nicht geahnt, daß in diesem Haus ein böser Geist oder ein Fluch steckt. Möglicherweise hat sie diesen Fluch erst erweckt.«
»Ist dir das nicht zu weit hergeholt, John?«
»Auf keinen Fall.«
Tanith schaute zu Boden. Für eine Weile schwiegen wir beide. »Sicher, wenn ich mir das mal durch den Kopf gehen lasse, kannst du recht haben, John. Fragt sich nur, wie wir an diesen Geist herankommen? Das kann schwierig werden.«
»Muß es aber nicht.«
»Dann hast du einen Plan.«
»Natürlich. Du wirst eine Beschwörung vornehmen. Nur deine Kugel kann es schaffen. Tanith, versuche bitte, dich auf die Strömungen in diesem Haus einzustellen, dann könnten wir es packen und auch den Geist des Henkers holen.«
»Ja, die einzige Chance Ich ärgere mich nur, daß ich den Kelch des Feuers nicht mitgenommen habe. Er hätte uns eine große Hilfe sein können.«
Ich winkte ab. »Du hast deine Arbeit jahrelang auch ohne die Hilfe des Kelchs gut gemacht, Tanith. Meiner Ansicht nach brauchst du ihn nicht.«
»Du hast recht.« Tanith kam auf mich zu und streichelte mit sanften Fingern meine Wangen Dann hauchte sie mir einen Kuß auf die Lippen.
»Für die Rettung«, flüsterte sie.
Ich schaute Tanith an. Sie war eine attraktive Frau, und ich wurde sogar rot. Dann aber kamen wir wieder zur Sache. »Die Kugel steht im Arbeitszimmer, und nur dort will ich die Beschwörung durchführen«, erklärte die Wahrsagerin.
Ich war einverstanden.
Tanith wollte als erste das Zimmer betreten, ich hielt sie zurück und drückte vorsichtig die Tür auf. Das Licht brannte noch immer, sonst hatte sich nichts verändert.
»Keine Geister mehr in der Wand zu sehen«, stellten wir beide zur

selben Zeit fest.

»Und im Spiegel?« fragte Tanith. »Da schaue ich mal nach.«

Die Wahrsagerin kam mit. Wie immer beeindruckte uns das Design des Spiegels, die Fläche selbst allerdings war leer. Nur die aufgebauten Lampen sahen wir, sonst nichts. Eine Batterie speiste sie.

Ich drehte mich wieder und hörte Tanith etwas murmeln.

»Was hast du da gesagt?«

»Vielleicht sollten wir den Spiegel mitnehmen. Er könnte uns eine Hilfe sein, denn anscheinend ist er eine Art Tunnel, der die Verbindung zwischen zwei Welten herstellt.«

Die Idee war gut. Ich hob den Spiegel an und wunderte mich über sein Gewicht. Tanith hielt mir die Tür auf, als ich ihn auf den Gang trug und zum Arbeitszimmer schleppte. Dort baute ich ihn nach Taniths Anweisungen auf.

Und zwar so, daß Tanith sich und auch die Kugel innerhalb der Spiegelfläche sah. Ich konnte beide sehen, wenn ich auf den Spiegel schaute.

Auf einem der vier Stühle nahm die Wahrsagerin Platz. Sie setzte sich kerzengerade hin. Ihr Blick war nicht allein auf die Kugel gerichtet, sondern auch in den Spiegel.

Wenn ich hineinschaute, sah ich die Frau. Sie schien meilenweit von mir entfernt zu sein.

»Bist du bereit, John?«

»Das fragst du mich? Du mußt es doch sein.«

»Entschuldige. Schließ bitte die Tür.«

»Sicher.« Ich stand auf und tat, was man mir geheißen hatte. Auf dem Weg zu meinem Platz konnte ich sie genau anschauen. Tanith machte einen sehr konzentrierten Eindruck. Sie hatte sich nach dem schrecklichen Ereignis im Hausflur wieder gut erholt. Das bewies mir, wie gut doch ihre Kondition und Konstitution waren.

Ich nahm ebenfalls Platz. Diese Beschwörungen erlebte ich nicht zum erstenmal. Obwohl sie fast alle gleich abliefen, konnte man vor Überraschungen nie sicher sein, denn die Kräfte des Jenseits waren für extreme Reaktionen immer gut…

***

Tanith bestand aus Körper und Konzentration. Dieser Vergleich sei mir gestattet. Sie hielt die Kugel mit beiden Händen umklammert, und dieses magische Hilfsmittel, das unter Umständen von dem großen Nostradamus stammte, verwuchs plötzlich mit ihrem Körper.

Niemand von uns sprach. Die Stille innerhalb des rötlich erleuchteten Raums konnte man fast greifen.

Es war praktisch nur die Mitte des Zimmers in dieser Farbe erhellt, Ecken und Wände blieben so ziemlich im Dunkeln.

Ohne Medium würde es auch für die Hellseherin schwer werden, den Geist aus dem Jenseits zurückzuholen oder ihm nur Befehle zu geben.

Tanith saß sehr gerade auf dem Stuhl, obwohl sie den Kopf ein wenig nach vorn gebeugt hatte. Ihr Blick war starr auf die rote Kugel gerichtet, dabei schien er hineinzutauchen und in der Unendlichkeit zu verschwinden.

Noch drang kein Wort über ihre Lippen. Sie konzentrierte sich, versuchte auch ihren Geist so auszuweiten, daß er bereit war, um andere Strömungen nicht nur zu empfangen, sondern sie auch weiterzuleiten, damit Tanith sich artikulieren konnte.

Sekunden verrannen.

Ich hatte mein geweihtes Kreuz nicht weggesteckt. Es hing offen vor meiner Brust, und vielleicht konnte es dazu beitragen, daß sich die Weiße Magie noch verstärkte. Ich hoffte jedenfalls stark darauf, denn es sollte das Böse nach Möglichkeit von uns und dem Raum fernhalten.

Womit ich speziell den Geist des Henkers meinte.

Er war schließlich die große, schillernde Persönlichkeit in diesem geheimnisvollen Spiel um Tod und Verderben. Seine Rache aus dem Jenseits mußten wir stoppen.

Schräg schaute ich die Frau an. Zuerst sah ich nur das Zucken ihrer Wangen, dann bewegten sich die Lippen, und plötzlich flossen Worte aus ihrem Mund.

»Lucille…Lucille…hörst du mich?« Es klang wie ein tiefes Stöhnen, das die Wahrsagerin von sich gab. »Wenn du mich hörst, dann melde dich…«

Ich saß gespannt auf dem Stuhl. Mein Blick war starr. Den Mund hatte ich halb geöffnet und atmete so flach wie möglich. Dann schaute ich auf die Kugel. Wenn Tanith tatsächlich Kontakt bekam, mußte es in der Kugel zu sehen sein.

Dort tat sich nichts.

Die Kugel blieb ruhig. In ihrem Innern wallten weder. Nebel noch Schleier auf, es schien so, als wäre sie ein völlig normaler Gegenstand und nicht magisch aufgeladen.

Röchelnd holte Tanith Luft. Ich erschrak und war schon versucht, aufzuspringen, dann bemerkte ich, daß sie sich in einer Art Trance befand. Ihr Gesicht war bleich, Schweiß perlte auf der Haut, die Finger hatten sich noch um die Kugel gekrallt, sie zitterten allerdings, und dieses Zittern übertrug sich auch auf die Gestalt der Frau.

Es war eine schreckliche Phase, in die sie hineingeriet. Ich konnte ihr nicht helfen, sie mußte sie aus eigenen Kräften überwinden.

Hoch drückte sie ihren Kopf. Scharfe Falten und Linien hatten sich in die Haut gegraben und veränderten ihr Gesicht. Da zuckten Wangenmuskeln, auch an den Rändern der Augen bewegten sich die

Muskeln, und nur allmählich kam sie zur Ruhe, wobei sie sich langsam nach vorn sinken ließ, die Arme anwinkelte und sich mit den Ellenbogen auf der grün bespannten Tischplatte abstützte.

Tanith mußte einen Kontakt gespürt haben, sonst hätte sie auf keinen Fall so reagiert. Aber wie war dieser Kontakt ausgefallen? Negativ.

Insofern negativ, daß er sie stark belastete. Konnte sich ein positiver Geist wie Lucille denn so bemerkbar machen?

Das wollte ich kaum glauben. Aber die hatte den Namen ihrer Bekannten gerufen und rief ihn jetzt wieder, obwohl kaum mehr als ein Stöhnen aus ihrem Mund drang.

Ich hatte Mühe, das Wort zu verstehen, und vor den Lippen der Frau sprühte Speichel. Plötzlich sprach sie mit relativ normaler Stimme weiter, auch die Hände umkrampften nicht mehr so hart und fest die Kugel, und die Worte waren an mich gerichtet.

»John, ich glaube, ich habe versagt. Es ist einfach zu schwierig. Da steht etwas wie eine Wand.«

»Der Henker?«

»Ja.«

»Kannst du ihn erfassen?«

»Nein, leider nicht. Ich habe nur Bruchstücke erfahren. So ist er aus unergründlichen. Tiefen wieder erweckt worden, man holte seinen Geist an die Oberfläche. Er war verdammt, aber jetzt ist es gelungen…« Sie mußte eine Sprechpause einlegen, da die Worte sie zu sehr erschöpft hatten.

»Trägt Lucille die Schuld?« fragte ich nach einer Weile.

Tanith gab mir nickend die Antwort. »Dann muß sie uns helfen!« forderte ich.

»Das will sie ja!« rief Tanith gequält aus und preßte gleichzeitig die Hände gegen das Gesicht.

Ich stand auf. Den Stuhl hatte ich zuvor ein wenig zurückgesetzt, weil ich keinen direkten Kontakt mit dem Tisch haben wollte. Jetzt blickte ich in die Kugel. Meine Sicht war frei, denn Tanith hatte ihre Hände gelöst.

Hatte sich etwas verändert?

Ich wußte es nicht, denn so genau war mir dieser magische Gegenstand nicht bekannt. Im Innern der Kugel wallte und wölkte es. Geheimnisvolle Kräfte schienen sich dort zu betätigen und den Nebel in Bewegung zu bringen. Allerdings gestattete mir die Kugel keinen freien Blick in ein anderes Reich. Das Jenseits hielt sich verschlossen.

Ich beugte mich wieder zurück. Tanith hatte die Hände sinken lassen. Ihr Gesicht erinnerte mich noch immer an eine Maske. Gefühle las ich nicht darin.

»Und?« fragte sie mich.

»Tut mir leid. Aber ich konnte auch nichts sehen.«

Sie nickte. »Das habe ich mir gedacht. Die Kugel ist eben zu schwach, glaub mir.«

»Nicht die Kugel ist zu schwach, sondern die Gegenkraft ist zu stark.«

»Das kommt auf dasselbe raus.«

Ich nahm wieder Platz. Inzwischen kannte ich die Frau. Sie war zwar nicht niedergeschlagen, aber jeden Mißerfolg nahm sie immer gleich persönlich. Menschen, die so sensitiv veranlagt waren wie diese Frau, konnte man leicht aus der Ruhe bringen. Mißerfolge verkrafteten sie kaum.

»Sollen wir nicht einen zweiten Versuch wagen?« sprach ich sie an.

Tanith schaute hoch. Eine Antwort bekam ich nicht.

»Bitte, Tanith…«

Dann sagte sie Worte, die ich wiederum nicht richtig begriff. »Ich habe Angst!« flüsterte sie. »John, du wirst es kaum glauben, aber dieser hemmende Geist ist gefährlich. Wenn er freikommt, bin ich verloren.«

»Vergißt du mich?«

Da lächelte sie. »Nein, aber was nutzt es, wenn ich…«

»Tanith, denke zurück! Ich war ja nicht dabei. Als man mich in den Vorhof der Hölle entführte und du Kontakt zu mir aufnehmen konntest, da hast du dich auch zusammengerissen und warst nicht so deprimiert wie jetzt.«

»Es war etwas anderes.«

»Wieso?«

»Da wußte ich ungefähr, was mir bevorstand, John.«

»Trotzdem, Tanith. Versuche es noch einmal. Mir zum Gefallen. Ja?«

Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht. »Meinetwegen, John. Ich werde es machen.«

»Danke.«

Dasselbe Spiel wie vorhin begann. Nur in etwas verkürzter Form.

Abermals schien die Kugel in Taniths Händen zu verschmelzen. Die Wahrsagerin holte noch einmal tief Luft, dann schloß sie die Augen, und ihr Kopf sank nach vorn.

Jetzt war ich gespannt.

Sie flüsterte den Namen der Lucille. Doch so sehr sie sich auch anstrengte, eine Antwort bekam sie nicht. Der Ruf verhallte im Nichts.

Auch mich strengte die Sitzung an. Obwohl ich nur Zuschauer war, schwitzte ich. Die Spannung hatte auch mich ergriffen. Ich war einfach nicht fähig abzuschalten, schaute zu Tanith, und mein Blick glitt ebenfalls zu dem Spiegel, den ich aufgestellt hatte.

Und da sah ich etwas.

Weit in der Tiefe dieses seltsam geformten Spiegels entstand eine Bewegung.

Als ich die wahrnahm, zuckte ich zusammen und wollte Tanith

aufmerksam machen, doch sie befand sich in einer Lage, wo sie überhaupt nicht angesprochen werden durfte.

Deshalb ließ ich es.

Nur noch der Spiegel interessierte mich. Und plötzlich war mir vieles klar geworden.

Tanith hatte Kontakt bekommen. Nur keinen mündlichen, sondern einen visuellen. Ihre Gedanken wurden existent innerhalb dieses langen Spiegelganzes.

Sie rief nach Lucille, und Lucille gehorchte. Sie kam, tauchte im Spiegel auf, näherte sich, und ich erkannte ihr blondes Haar sowie das blaue Kleid, das sie trug.

Ja, Lucille.

Es gab keinen Zweifel. Sie war gerufen worden, kam nun und wollte sich uns mitteilen.

Ich blieb sitzen, obwohl es mir schwerfiel. Auch mich hielt die Spannung fest. Da mußte einfach etwas geschehen. Sie kam nicht umsonst, sie hatte etwas zu sagen, und ich sah ihr Gesicht jetzt deutlicher, während Tanith noch zusammengesunken auf dem Stuhl hockte und die Verbindung zur Kugel aufrecht hielt.

Sie streckte die Arme aus. Es war eine Geste der Erwartung, gleichzeitig auch der Abwehr, denn sie drehte die Hände nach außen..

Was wollte sie sagen? Uns warnen vielleicht? Befand sich der Henker auf ihren Fersen? Wurde sie von einem Geist verfolgt, der sie ebenfalls zerstören wollte?

Ein pfeifendes Geräusch drang aus dem Mund der Wahrsagerin. Sie stand unter einem ungeheuer starken Druck. Es mußte sie viel Kraft kosten, die Verbindung aufrecht zuhalten.

Wieder formte der Mund lautlose Worte. Abermals mußte ich mich anstrengen, um etwas verstehen zu können. Es klappte nicht, denn sie formulierte ganze Sätze.

Mein Gott, wenn ich doch…

Da sah ich den Schatten.

Auch er befand sich innerhalb des Spiegels, und er tauchte gefährlich und drohend hinter der schwebenden Frau auf. Eine graue, düstere Wand, unheimlich anzusehen, eine Bedrohung für sie.

Auch Lucille mußte bemerkt haben, daß sich hinter ihr etwas tat. Sie drehte den Kopf und ich erkannte an ihren wilden Bewegungen, daß sie Angst hatte.

Da löste sich die Wolke auf.

Es war ein seltsamer Vorgang, denn sie geriet zuerst einmal in Wallung, wurde im Zentrum schwächer und gleichzeitig blasser.

Ich konnte hindurchschauen und sah jetzt erst, was die Wolke verdeckt hatte.

Es war der Unheimliche, der Henker.

Und er besaß die Schlinge. Umklammert aber wurde sie von einer großen, häßlichen, giftgrünen Galgenhand…

***

Damit hatte ich nicht gerechnet. Nach wie vor war ich der Überzeugung gewesen, es mit einem Geist zu tun zu haben, doch daß er sich innerhalb des Spiegels materialisierte, war eine schlimme Überraschung.

Die Hand stach mir zuerst ins Auge. Sie war widerlich, schimmerte grün, als wäre sie mit der dünnen Haut einer Echse überdeckt worden. Die Finger zeigten sich gespreizt. Sehr lange Nägel saßen auf den Kuppen.

Die Nägel schimmerten ebenfalls in einer grünen Farbe.

Dahinter sah ich den Henker selbst. Oder vielmehr sein Gesicht. Es war eine Visage des Schreckens, von einem graugrünen Farbton die Haut, falls man überhaupt noch von einer Haut sprechen konnte, so wie er aussah. Mich erinnerte sie vielmehr an Papier, in das man Löcher geschnitten hatte, damit die Sinnesorgane entstehen konnten.

Die Hand war wichtiger.

Obwohl die Finger auseinandergebogen waren, hielten sie dennoch die Schlinge. Sie hatte sich zwischen zwei dieser dolchartigen Dinger festgehakt und pendelte jetzt, als sich die Hand bewegte. Es war ein schauriges Bild, das wir ansehen mußten, denn die Schlinge wuchs nicht nur von Sekunde zu Sekunde, sondern kam der Frau auch immer näher.

Ihre Absicht stand fest.

Lucille sollte erwürgt werden.

Ein grausames Spiel, was schon einmal in Szene gesetzt worden war, würde sich innerhalb des Spiegels wiederholen. Vielleicht für immer, oder nur für eine gewisse Zeit war die Frau namens Lucille dann verschwunden.

Das konnte ich nicht zulassen.

Sie sollte und mußte uns noch Informationen geben. Aber wie konnte ich ihr helfen?

Ich sah den gequälten Ausdruck auf ihrem Gesicht. Deutlich war die Angst darin zu lesen. Lucille traute sich nicht, den, Kopf zu wenden.

Ihren unheimlichen Mörder wollte sie nicht noch einmal anschauen, aber der immer mehr wachsende Schatten der gefährlichen Schlinge war nicht aufzuhalten.

Er würde auch sie erreichen.

Und er war schnell.

Diese Szene im Spiegel fesselte mich. Ich schaute in einen langen, hellen Tunnel, und ich mußte mit ansehen, wie sich das Gesicht der Lucille bewegte.

Sie öffnete den Mund und formte ein Wort.
HELP!
Immer nur dieses. Die Angst vor ihrem Peiniger steigerte sich, je näher ihr die Schlinge kam. Jetzt schwebte sie bereits über ihrem Kopf, senkte sich und wollte die chancenlos Fliehende vom Leben in den Tod befördern.
Das konnte ich nicht zulassen.
Ich sprang auf den Spiegel zu, holte weit aus, behielt aber die kleine Kette fest und schleuderte das Kreuz…

***

Judy Jackson for ever!
Immer nur Judy. So lauteten die neuen Slogans, die sich Manager ausgesucht hatten. In harter Gemeinschaftsarbeit mit den Werbeagenturen war es ihnen gelungen, das Bild eines Stars aufzubauen, der so richtig in die Rezessionslandschaft der Staaten hineinpaßte.
Vom Mädchen aus den Prärien Dakotas an den Broadway. Natürlich hieß sie nicht Judy Jackson, aber Norma Bellpuig war ein Name, den man vielleicht in Dakota behalten konnte, am Broadway allerdings nicht.
Da mußte man den Leuten etwas Zugkräftigeres vorsetzen.
Judy Jackson konnte jeder behalten, ebenso wie E. T. oder den Namen des Kinderstars Annie.
Und Judy begab sich völlig in die Hände ihrer Manager und Macher. Die Leute aus den Plains von Dakota hätten sie kaum wiedererkannt, so wie sie von den großen Plakatwänden lächelte.
Früher war ihr Haar fahl wie eine von der Sonne verbrannte Prärie gewesen, dann waren die Friseure und Coiffeure gekommen und hatten sich der Haarpracht angenommen. Jetzt glänzten sie in einem satten Braun und waren zu einer frechen, modischen Frisur geschnitten.
Auch sonst hatte sie aus sich etwas gemacht. Das fing mit dem harten Training an der Ballettstange an, nahm seinen Fortlauf in der nicht weniger anstrengenden Gesangsausbildung, und spezielle Trainer machten sie auch für das Auftreten in der Öffentlichkeit fit. Sie mußte lernen, sich zu bewegen, wie man Gäste begrüßte, und sich in Pose stellte, und ihr Lächeln erhellte die Herzen der New Yorker in der Weihnachtszeit.
Auf ihre Seele nahm niemand Rücksicht. Kaum einer wußte von den beiden Zusammenbrüchen der Judy Jackson. Als sie nicht mehr konnte, alles hinwerfen wollte und zur Droge griff. Man hatte sie retten können.
Zum Glück war sie von dem Zeug nicht so abhängig, aber man wollte

sichergehen und gab ihr einen Begleiter an die Seite, der offiziell als Verlobter geführt wurde, tatsächlich aber nur der Leibwächter war. Er spielte dabei noch den Fotografen, und sein Name lautete Bernie Osborne.

An jenem Nachmittag kam Bernie mit allen Anzeichen von Aufregung in das Hotelzimmer. »Judy, Sweatheart, du mußt alles umwerfen!« keuchte er und schleuderte seinen marineblauen Schal zurück, den er zum grauen Pelzmantel trug.

»Was muß ich umwerfen?«

»Deinen Termin, Süße.«

»Den bei der Wahrsagerin?«

»Ja, bei wem sonst.« Bernie flegelte sich lässig in einen Sessel, breitete die Arme aus und schlug die Beine übereinander. Er trug sein Haar lockig, hatte die Ohren frei, aber im Nacken, da bildete es eine regelrechte Matte.

Sein Gesicht war gebräunt. Die Besitzer der Solarien verdienten gut an ihm.

Judy trat mit dem Fuß auf. »Nein«, sagte sie. »Ich muß gar nichts. Ich werde zu dem Termin gehen.«

»Das ist Unsinn.«

»Für mich nicht.«

»Aber wir müssen zu einem Empfang. Der Oberbürgermeister gibt ihn heute abend. Denk daran, daß die Präsidentengattin den neuen Kinderstar Annie empfangen hat.«

»Ich bin aber nicht Annie.«

Jetzt grinste Bernie Osborne. »Aber du kannst so berühmt werden, denn du bist auf dem besten Weg dazu.«

»Und wenn ich nicht will?«

»Was?«

»Berühmt werden.«

Da lachte Osborne. Er schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel.

»Komm mir nicht mit so etwas, Kleine! Natürlich willst du berühmt werden. Du kannst gar nicht anders. Es ist alles genau vorgezeichnet.«

Er hob beide Hände und deutete damit eine gerade Linie an. »Die mußt du gehen, und von ihr wirst du keinen Schritt abweichen.«

»Ich bleibe bei meinem Termin.«

»Geh morgen zu der komischen Tante.«

Diesmal bekam Judy einen Wutanfall. Sie nahm einen gläsernen Kerzenständer und schmetterte ihn zu Boden. Der Teppich dämpfte den Fall zwar, heil blieb das Glasstück aber nicht.

Bernie blieb ruhig. Er war diese Ausbrüche gewöhnt, schüttelte nur den Kopf und grinste. »Du machst es dir wirklich nur unnötig schwer, meine Liebe. Wir gehen.«

»Aber zu ihr.«

Bernie begann zu überlegen. Es war riskant, wenn er jetzt seinen Willen durchsetzte.

Er mußte Judy bei Laune halten. Zwar hatte er Rückendeckung bei den Managern, doch wenn die Frau sich über ihn beschwerte, tat das dem Image nicht gut.

Bernie Osborne machte alles sehr theatralisch. Vor allen Dingen dann, wenn er seine Meinung geändert hatte. In diesem Fall sah es auch so aus. »Gut, Kindchen, schließen wir einen Kompromiß«

»Auch das nicht.« Judy blieb stur.

»Hör mich erst einmal an. Du kannst zu deiner Sternentante hinfahren. Ich habe nichts dagegen.«

Erstaunt und wortlos schaute Judy ihn an.

»Wenn ich es dir sage.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Doch, du kannst es. Die Sache wird ja sicherlich nicht so lange dauern, oder?«

Judy Jackson lachte. »Das ist also der Haken. Du willst zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.«

»Nein, nur einen Kompromiß schließen. Ist meiner Ansicht nach sehr fair.«

»Vielleicht.«

»Ja oder nein?« Bernie sprach nun mit normaler, fast unpersönlich klingender Stimme.

»Ich stimme zu.«

»Wußte doch, daß du vernünftig bist«, erwiderte Bernie Osborne. Er stemmte sich aus dem Sessel, tätschelte die Wange der Sängerin und nickte zufrieden. »Wir müssen immer klarkommen. Das ganze Leben besteht aus Kompromissen, wenigstens das Leben, das du führst. In Dakota sieht das anders aus, aber wir sind nicht in der Prärie, sondern im Dschungel. Und zwar im Dschungel der Großstadt.«

»Das habe ich bemerkt. Menschlichkeit zählt nicht.«

»Dafür aber das Geschäft. Ich wollte, ich würde die Dollars bekommen, die man dir in die Hand drückt.«

»Am Hungertuch nagst du auch nicht gerade.«

»Davon habe ich auch nichts gesagt.« Er schaute auf seine Uhr.

»Wieviel Zeit haben wir noch?«

»Eigentlich müßten wir jetzt los.«

»Dann schwingen wir die Hufe.«

»Nehmen wir deinen Wagen?«

»Nein, wir lassen uns fahren. Es gibt ja genügend Taxis.« Bernie schwang seinen Schal lässig um den Hals. »Ich gehe schon mal nach unten und lasse einen Wagen kommen.«

»Ist gut.«

Judy verschwand noch im Bad. Sie schaute sich im Spiegel an, prüfte

ihr Gesicht, dessen Haut noch glatt war und keine einzige Falte zeigte.

Trotz der Schminke hatte es immer noch die Frische bewahrt. Das Leben in Dakota ließ sich eben nicht so leicht vernichten.

Sie schloß die Augen und stellte sich vor, wieder bei ihren Eltern zu sein, vor dem Haus zu sitzen und in die allmählich sinkende Sonne zu schauen. Die meisten ihrer jetzigen Bekannten hätten darüber gelacht und kein Verständnis gezeigt, doch Judy gab diese Erinnerung an Zuhause viel.

Wenn dieses eine Musical vorbei war, wollte sie Pause machen und sich nicht sofort wieder in einen zweiten Vertrag zwängen lassen. Vier Wochen in Dakota, das wäre etwas. Für immer konnte sie dort nicht mehr leben. Die Großstadt hielt sie bereits in ihrem Bann.

Das Telefon läutete. Sie verließ das Zimmer nicht, sondern stäubte weiterhin Puder auf die Wangen. Es war klar, daß Bernie aus der Halle anrief. Sollte er.

Vier Minuten später griff sie zu ihrem weißen Fellmantel und streifte ihn über die weit geschnittene, knallgrüne Bluse mit den roten Lederstreifen.

Das Modell eines italienischen Modezaren. Horrend im Preis, aber sie hatte es umsonst bekommen. Dazu trug sie hautenge Lederjeans, ebenfalls in der roten Streifenfarbe des Pullovers. Die Stiefel bestanden aus weichem Material und endeten an den Waden, wo sie noch einmal umgeschlagen waren.

Topmodern nannte man das. Aber so etwas gehörte zum Image. Sie mußte die Kleidung tragen.

Bernie war tatsächlich schon ungeduldig. Er rannte in der Halle auf und ab. Dabei redete er mit zwei Reportern. Sie sprachen heftig aufeinander ein. Die Pressefritzen ließen nicht locker und wandten sich erst um, als Judy den Lift verlassen hatte.

Schon blitzten die ersten hellen Lichter. Judy hatte gewohnheitsmäßig ihr Lächeln angeknipst, darauf war sie trainiert worden.

Bernie eilte auf sie zu. »Keine Interviews jetzt, wir haben es eilig.«

»Judy, ein paar Worte nur.«

»Nein, bitte nicht! Wir müssen zu einem Empfang.«

»Auf dem Weg zum Wagen«, schlug der zweite Reporter vor. »Das geht schnell.«

»Sie haben doch gehört, was Miß Jackson sagte«, erklärte ihr ständiger Begleiter. »Jetzt nicht!« Mit heftigen Armbewegungen scheuchte er die Reporter davon.

Der Wagen wartete bereits. Das Hotel beschäftigte zwar keine eigenen Fahrer, aber man wußte, wo man schnell ein Yellow Cab herbekam.

Judy und ihr Begleiter setzten sich in den Fond. Der Fahrer strahlte.

Natürlich kannte er diese Frau, die allmählich zu einem Star hochgejubelt wurde, und er war stolz darauf, sie fahren zu dürfen. Etwa fünf Monate hatte der Mann den Job inne, und er freute sich über jeden prominenten Fahrgast. Im Gegensatz zu seinen älteren Kollegen, die so etwas kaum zur Kenntnis nahmen. In New York vergaß und gewöhnte man sich schnell an gewisse Dinge.

»Wie lange wirst du brauchen?« fragte Bernie.

»Dränge mich nicht jetzt schon. Das liegt nicht an mir, sondern an Madame Tanith.«

»Ach, so nennt die Tante sich.«

»Ja. Sie stammt aus Paris.«

»Auch das noch.«

»Wieso?«

»Ich kann mir vorstellen, daß, wenn sich so etwas herumgesprochen hat, mehr Kunden kommen. Du bist doch nicht immer zu ihr hingegangen.«

»Nein, sie ist neu, aber bekannt in der Branche.«

»Und weshalb hast du gewechselt?«

»Die Vorgängerin ist gestorben.«

Da lachte Bernie. »Die hat bestimmt ein Geist geholt, was?«

»Darüber sollte man sich nicht lustig machen«, sprach Judy Jackson dagegen. »Ihr Tod ist tatsächlich ein Rätsel. Man munkelt, daß sie ermordet wurde.«

»Doch der Geist.«

»Ach, laß mich in Ruhe!«

Bernie lachte und griff nach den Zigaretten. Er zündete sich ein Stäbchen an und rauchte genußvoll, während Judy aus dem Fenster schaute, die Menschen und den Trubel sah, ihn aber nicht aufnahm, denn ihre Gedanken verirrten sich wieder nach Dakota.

Zudem fühlte sie sich innerlich sehr nervös. Irgendwie fürchtete sie sich vor der Begegnung mit dieser Madame Tanith. Sie kannte die Frau nicht, hatte nur von ihr gehört, allerdings Gutes, wie sie zugeben mußte. Lucille hatte viel von ihr gesprochen. Für sie war Tanith das große Vorbild gewesen.

Von Lucille hatte Judy erfahren, daß ihre Zukunft günstig aussah. Leider hatte sie auch von gewissen Schatten gesprochen, die irgendwo entfernt im Hintergrund lauerten. Es hatte noch keine Gefahr bestanden, aber Judy wollte es genauer wissen. Vielleicht konnte Madame Tanith mehr sehen und sagen.

Sie fuhren bereits durch Greenwich Village. Die Straßen waren enger geworden, die Häuser anders. Sie sah viele Cafés, auch kleine Theater, und die Menschen bewegten sich ungezwungener.

Village gefiel dem Mädchen. Hier war Judy auch entdeckt worden, und hier hatte sie so etwas wie ein zweites Zuhause gefunden. Nicht in

den Luxushotels, die kalt und unpersönlich waren, und wo man die Freundlichkeit der Menschen nur als Tünche bezeichnen konnte.

Sie merkte kaum, daß der Fahrer stoppte. Erst als Bernie Osborne sie anstieß, schreckte sie zusammen.

»Wir sind da, Süße.«

»Sorry, aber ich…«

»Okay, entspanne dich ruhig.« Bernie beglich die Rechnung und gab dem Fahrer noch eine Autogrammkarte von Judy. Dann stieg er aus dem Wagen, wobei er den Schlag offenhielt.

Natürlich wurde Judy erkannt. Die Menschen blieben stehen, sprachen sie an. Judy lächelte, gab ein paar nichtssagende Worte von sich und eilte auf den Hauseingang zu.

Es war mittlerweile dunkel geworden. Durch die Straßen pfiff ein kalter Wind. Die Leuchtreklamen in der Nähe gaben ein künstliches Licht, die Menschen waren oft nur als fahle, manchmal auch bunte Gestalten zu sehen, und Judy hörte genau, wie eine Männerstimme sagte: »In diesem Haus ist doch ein Mord passiert.«

Dicht vor der Eingangstür stoppte Judy und drehte sich um. »Was ist da geschehen?«

»Komm, geh weiter!« Judy spürte Bernie Osbornes Hand auf ihrem Rücken. Der Mann wollte sie weiterschieben, sie sollte keinerlei Aufregungen ausgesetzt sein.

Judy war unwillig und schüttelte sich. »Laß mich jetzt! Ich will wissen, wer ermordet worden ist.«

»Das spielt doch keine Rolle!« Bernie begann, sich aufzuregen. »Du mußt cool bleiben, Baby.«

Der Sprecher war verschwunden. So sehr Judy auch suchte, sie sah ihn nicht. Wahrscheinlich hatte er eingesehen, einen Fehler gemacht zu haben.

Das Mädchen schaute Bernie an. »Mein Gefühl«, sagte sie. »Verflixt, ich ahnte es.«

»Welches Gefühl?«

»Du weißt schon.« Sie schüttelte den Kopf. »Ach nichts«, sagte sie schnell, denn mit Bernie konnte man über so etwas nicht sprechen. »Laß uns reingehen.«

Jetzt war Osborne mißtrauisch geworden. »He, Mädchen, so kommst du mir nicht davon. Ich will endlich wissen, was es mit deinen komischen Gefühlen auf sich hat. Hast du Angst, die hellseherische Tante zu besuchen, oder was ist?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Ich will es wissen, verdammt.«

»Das mit dem Mord?«

»Auch das. Und ich werde alle Antworten auf meine Fragen

bekommen, das schwöre ich.«

Bernie machte einen Rückzieher. Noch nie hatte er seinen Schützling so entschlossen erlebt. Gleichzeitig überschwemmte ihn auch die Angst.

Wenn Judy etwas passierte, machte man ihn dafür verantwortlich. Und das wollte er auf keinen Fall auf sich nehmen.

Er schaute sie an.

Ihr Gesicht war starr. Die Augen blitzten. Nichts mehr war von ihrer Unsicherheit zu bemerken, die sie in den letzten Wochen gepackt gehalten hatte.

Er nickte. »All right, Mädchen, wie du willst. Ich lasse dir deinen Willen, gehe aber mit.«

Judy schüttelte den Kopf. Ihre braunen Haare flogen und streichelten mit den Spitzen noch das Gesicht des Mannes. »Das geht nicht. Du kannst bei der Sitzung nicht hocken und zuschauen. Das würde stören und Madame Tanith ablenken.«

»Dann bleibe ich vor der Tür stehen.« Bernie brachte seinen Kopf dichter an ihr Gesicht. »Und glaub mir eines, Kleine, ich allein bin für dich verantwortlich. Die Männer hinter uns haben nicht umsonst viel Geld in dich investiert. Du sollst etwas bringen, die wollen auch einen Gewinn Ist dir das klar?«

»Inzwischen ja.«

»Dann handle danach«, erklärte Bernie, schob sich an ihr vorbei und drückte auf den Klingelknopf, unter dem ein schlichtes Schild mit dem Namen Tanith stand…

***

Das Kreuz beschrieb einen blitzenden Bogen. Die Kette hielt ich dabei gut fest, denn ich wußte nicht, ob das Kruzifix, wenn es einmal mit dem Spiegel Kontakt bekam, auch wieder zurückkehren würde. Innerhalb einer Sekunde mußte sich alles entscheiden.

Und ich wollte einen Mord verhindern. Vielleicht die endgültige Vernichtung dieser Lucille.

Kontakt!

Das Silberkreuz, so kraftvoll wie nur eben möglich geworfen, krachte gegen die helle Spiegelfläche.

Würde sie halten?

Nein, sie splitterte.

Wie in einer Zeitlupenaufnahme bekam ich die nächsten Ereignisse mit, obwohl sie eigentlich sehr schnell vor meinen Augen abliefen, aber sie waren für diesen Fall entscheidend.

Zuerst sah ich das Muster. Keine normale Scherben-Geometrie, sondern ein wildes Durcheinander ineinander fallender Splitter, die nicht innerhalb des Spiegels verschwanden, sondern zu Boden fielen

und dort einen kleinen Scherbenhaufen bildeten.

Im selben Augenblick hörte ich ein hohles Pfeifen. Das Bild war verschwunden. Ich sah weder Lucille noch den geheimnisvollen Henker, sondern hörte nur ein Fauchen, und dicht an meinem Gesicht fuhr ein kalter Hauch vorbei.

Das war alles.

Als das Kreuz wieder zurückschwang, gab es auch die Spiegelfläche nicht mehr. Zwischen den vier Rahmenseiten befanden sich nur noch kleine Splitter.

Auch die brennenden Lampen waren zerbrochen oder erloschen. Ein völlig normaler Gegenstand war dieser Spiegel jetzt. Nichts deutete darauf hin, daß sich in ihm eine gewisse Magie befand.

Ich blieb stehen und schaute für einen Moment zu Boden. Irgendwie hatte ich das Gefühl, eine Niederlage verkraften zu müssen. Der Spiegel war zerstört, ich hatte eine Verbindung in die andere Welt aufgegeben, die ich nicht mehr zurückholen konnte.

Aber ich erinnerte mich noch genau an den kalten Hauch, der mein Gesicht gestreift hatte.

Etwas hatte den Spiegel verlassen.

Der Geist des Henkers vielleicht oder beide? Eine Antwort wußte ich nicht, aber ich hatte durch meine Aktion irgend etwas freigesetzt, das gefährlich werden konnte.

Ein tiefes Stöhnen erinnerte mich wieder an Tanith, und ich drehte mich herum. Himmel, an sie hatte ich in den letzten Sekunden überhaupt nicht mehr gedacht. Wie war es ihr nur ergangen?

Tanith hatte ihren Oberkörper erhoben. Sie war sehr blaß im Gesicht. So stark, daß ich sogar erschrak. Ihre Augen zeigten einen seltsamen Ausdruck. Sie waren geweitet, die Lippen zitterten, die Nasenflügel vibrierten.

In ihren Pupillen las ich einen Ausdruck, den ich bei ihr noch niemals gesehen hatte. So fremd, so anders, so zweifelnd.

Ja, genau. Zweifelnd war der richtige Ausdruck dafür. Irgend etwas war mit ihr geschehen. Hatte sie die Beschwörung doch nicht verkraftet?

Hatte ich vielleicht zuviel von ihr verlangt? Hätte ich mich ihren Wünschen beugen müssen?

Aller Wahrscheinlichkeit nach ja. Ich hatte ihr wirklich etwas zuviel zugemutet.

Ich lächelte sie an. »Tanith, hörst du mich? Was ist mit dir geschehen? Gib bitte Antwort!«

Sie drehte den Kopf, demnach hatte sie mich verstanden. Dann löste sie ihre Hände von der Kugel und schaute zu mir hoch.

»Tanith, so sage doch etwas.«

Sie schüttelte den Kopf. Das geschah in einer gespenstischen Art und

Weise, denn kein Wort drang dabei aus ihrem Mund. Sie blieb stumm wie ein Fisch.

Ich holte tief Luft. Etwas war mit ihr geschehen, und mich traf dabei ein gewisser Teil an Schuld, davon konnte ich mich auf keinen Fall freisprechen.

Automatisch trat ich zur Seite, als sie ihre rechte Hand auf die Tischplatte stemmte und sich erhob. Jetzt beobachtete ich sie nur noch, wie sie mit seltsam steifen Bewegungen und einem nachdenklichen Ausdruck auf dem Gesicht vorging. Die Stirn hatte sie dabei in Falten gelegt. Sie schien über eine Sache nachzudenken, die sie sehr beschäftigte.

Ich ließ sie gehen.

Zwei Schritte benötigte sie, dann hatte sie mich erreicht, machte einen dritten Schritt, passierte mich, blieb für einen Moment stehen und drehte sich ruckartig um.

Sie starrte mich an.

»Tanith«, sagte ich leise.

Ein mich befremdender Ausdruck überschattete ihr Gesicht, als sie die Antwort gab, die mich schockte. »Wer…wer sind Sie, Mister?«

Okay, diese Frage war schon seltsam. Noch schlimmer jedoch war für mich die Stimme.

Sie gehörte überhaupt nicht Tanith, sondern einer Fremden, und ich ahnte, wer da zu mir sprach.

Lucille!

***

Ich schrie nicht, rannte auch nicht weg, sondern blieb ganz ruhig. Diesen Schock mußte ich erst einmal überwinden. Es dauerte Sekunden, bis ich wieder klar und logisch denken konnte.

Lucilles Geist, den, ich zuerst im Spiegel gesehen hatte, war in ihren Körper gefahren. Er hatte dort Schutz vor diesem gefährlichen anderen Geist des Henkers.

Eine andere Erklärung wußte ich nicht, und meiner Ansicht nach stimmte sie.

»Ich habe Sie etwas gefragt, Mister«, hörte ich wieder ihre Stimme, und Tanith schaute mich dabei fest an.

Es war schon seltsam, vor einer guten Bekannten zu stehen, die mit der Stimme einer anderen sprach. Auch mir gelang es nicht, so ohne weiteres darüber hinwegzugehen, und ich holte tief durch die Nase Luft.

»Ich bin John Sinclair!«

Tanith legte ihre Stirn in Falten. Sie dachte nach, sehr angestrengt sogar, schüttelte jedoch den Kopf und hob die Schultern. »Tut mir leid, aber ich habe nie etwas von Ihnen gehört. Sind Sie angemeldet, Mr.

Sinclair?«
»Nein.«
»Dann kann ich Ihnen einen Termin geben. Lassen Sie uns in mein Büro gehen, ja?«
»Natürlich.« Kopfschüttelnd und wie betäubt folgte ich der »Fremden« auf den Gang, wo wir uns nach rechts wandten, um das Büro zu erreichen. Tanith/Lucille ging ein wenig steif. Sie kam mir vor wie jemand der nicht so recht wußte, ob es gut war, was er tat.
Sie öffnete die Tür und schritt in das Zimmer Vor ihrem Schreibtisch blieb sie stehen. Der Arm bewegte sich, fand den Schalter der Lampe, und unter dem roten Lackschirm leuchtete eine Birne. »Nehmen Sie doch Platz«, bat sie mich.
Ich setzte mich auf einen Stuhl. Er stand ihr genau gegenüber. Wir konnten uns anschauen.
Nichts in ihrem Gesicht wies darauf hin, daß sie sich erinnerte oder mich erkannt hätte. Ich blieb für Tanith ein Fremder. »Nun, Mr. Sinclair, welchen Termin darf ich notieren?«
»Ich richte mich da nach Ihnen.«
»Pardon, aber ich bin ziemlich ausgebucht. Sie müssen verstehen, daß ich…«
»Wann haben Sie Zeit?« unterbrach ich Tanith.
»Ich könnte Sie morgen noch dazwischenschieben. Es ist ja wohl die erste Sitzung, nicht wahr?«
»Ja.«
»Waren Sie schon bei einer anderen Kollegin?«
»Nein, ich habe mir durch einen Bekannten Ihre Adresse geben lassen und möchte Ihre Dienste in Anspruch nehmen. Sie haben einen guten Ruf.«
Da lächelte sie geschmeichelt und erwiderte: »Man tut eben, was man kann, Mr. Sinclair.« Nach diesen Worten nickte sie. Ich kannte die Geste.
Sie bedeutete, daß Tanith/Lucille das Gespräch für beendet erklärte.
Bevor sie sich erhob, stand ich auf. Da hatte man mich sehr fein ausbalanciert. Was sollte ich jetzt machen? Bleiben? Das hätte sie kaum zugelassen. Die ganze Situation kam mir auf einmal so lächerlich vor.
Gleichzeitig auch gefährlich, denn ich durfte Tanith nicht allein lassen. In ihrer Doppelexistenz glich sie einer lebenden Bombe, die jeden Augenblick explodieren konnte.
Wenn ich allerdings blieb, würde sie mich bestimmt hinauswerfen oder mit der Polizei drohen. Da ich mein Inkognito wahren wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als ihren Wünschen vorerst Folge zu leisten. Wenn ich aus der Wohnung war, würde ich auf jeden Fall in ihrer Nähe bleiben, das nahm ich mir fest vor.

Und wo steckte der Geist des Henkers?

Er hatte den Spiegel verlassen, dessen war ich sicher. Aber mir war nicht klar, wo er sich verborgen hielt. Irgendwo in diesen Räumen mußte er sich versteckt halten.

Tanith/Lucille wollte mir sogar die Tür öffnen. Ihre linke Hand legte sie auf die Klinke, während sie mir die rechte entgegenstreckte. Dabei lächelte sie. Es war ein geschäftsmäßiges Lächeln, in ihren Augen blieb ein kühler Ausdruck.

»Wir sehen uns dann morgen, Mr. Sinclair.«

»Natürlich.« Ich nahm die angebotene Hand, wollte noch etwas sagen, als in diesem Augenblick die Klingel anschlug.

Jetzt wurde es interessant!

***

Tanith/Lucille löste die Hand aus der meinen. Sie runzelte dabei die Stirn, dachte nach und wurde ein wenig unsicher, denn ihr war anzumerken, daß sie mit Besuch nicht gerechnet hatte.

»Wer kann das sein?« murmelte sie.

Ich lachte. »Da fragen Sie mich? Tut mir leid, Sie machen die Termine«

»Ja, natürlich, nur wüßte ich nicht, wen ich für jetzt eingeladen habe. Seltsam.«

»Vielleicht eine gewisse Judy Jackson.«

»Judy? Ach ja, ich glaube…nein…« Sie hob die Schultern und drehte sich von mir weg, während die Klingel ein zweitesmal anschlug.

Diesmal nahm ich das Heft in die Hand, öffnete die Tür, sah niemanden und betätigte den Kontakt, damit der Besuch die Haustür aufstoßen konnte. Ich vernahm das typische Geräusch. Dann hörte ich Schritte und merkte auch, daß zwei Menschen miteinander sprachen. Ein Mann und eine Frau. Was sie sagten, konnte ich nicht verstehen. Sie gerieten jedoch rasch in mein Blickfeld.

Zuerst das Mädchen.

Es schaute zu mir hoch. Unsere Blicke begegneten sich, und ich glaubte mich zu erinnern, dieses Gesicht auf Plakatwänden gesehen zu haben.

Judy Jackson war ein lokaler Star.

»Sie sind doch nicht Tanith«, sagte sie zur Begrüßung, als sie vor mir stehenblieb.

»Nein, nein, Miß Jackson. Madame Tanith erwartet sie.«

»Dann laß uns endlich hineingehen.« Diesen Satz sprach ihr Begleiter, ein mieser Schaumacher, der mich mit keinem Blick würdigte und sich kurzerhand über die Türschwelle drängte, wo Tanith schon wartete.

Ich war auf die Begegnung gespannt Diese Judy Jackson kam nicht

zum erstenmal. Wie würde sie reagieren, wenn sie plötzlich die Stimme der Lucille vernahm?

Ich schloß hinter den beiden Besuchern die Tür.

Der Mann stand im Gang und schaute sich um. Lässig hatte er einen Schal um den Hals geworfen. Seine Mundwinkel waren nach unten gezogen. Er machte den Eindruck, als würde ihn alles furchtbar stören oder auf den Geist gehen.

Judy drehte sich zu Tanith um. Sie lächelte freundlich, bevor sie redete.

»Wahrscheinlich werden Sie von mir nur gehört haben, Madame, aber ich hatte bereits mehrere Sitzungen bei Ihrer Vorgängerin, und Sie sind mir natürlich auch bekannt.«

»Danke, das ist nett von Ihnen…«

Ich beobachtete nur Judy. Ihr Gesicht veränderte sich. Hatte sie vorhin noch gelächelt, so froren ihre Gesichtszüge plötzlich ein. Alles an ihrem Gesicht schien zu erstarren, das Lächeln blieb längst nicht mehr, und sie stieß pfeifend die Luft aus.

»Wie…wie ist das möglich?« flüsterte sie, trat einen Schritt zurück, schaute erst mich an, dann ihren Begleiter, wobei sie heftig den Kopf von rechts nach links bewegte.

»Was ist möglich?« fragte der Mann.

»Bernie, ich…ich…« Sie schluckte. »Verflixt, ich drehe hier noch durch.«

»Sag doch was!« fuhr dieser Bernie die Frau an. »Was hast du? Weshalb führst du dich so auf?«

»Ich bin völlig durcheinander«, gab Judy Jackson zu. Sie machte tatsächlich einen konfusen Eindruck. Ein paarmal holte sie tief Luft, schaute in die Runde und sah auch mich dabei an. »Können Sie mir eine Erklärung geben, Mister?«

»Vielleicht«, erwiderte ich.

»Wer sind Sie überhaupt?« fuhr mich Bernie an. »Was haben Sie hier zu suchen?«

»Ich heiße John Sinclair und bin ein Bekannter der Hellseherin Tanith. Ich komme übrigens aus London.«

»Na und?«

»Was meinen Sie?«

»Ich will eine Erklärung. Weshalb ist Judy so perplex? Das kann doch nicht an der Frau liegen.«

»Vielleicht doch.«

Bernie fuhr herum. »Dann erkläre du mir, was so ungewöhnlich an dieser Frau ist.«

»Sie hat eine andere Stimme.«

»Das kann ich mir vorstellen. Schließlich siehst du sie zum erstenmal, oder nicht?«

»Das schon, aber sie spricht mit der Stimme ihrer toten Vorgängerin Lucille.«

Das Gesicht dieses Bernie nahm plötzlich einen urkomischen Ausdruck an. Sein Mund stand offen, und auf seinen Zügen konnte man das Fragezeichen förmlich sehen, das sich dort abzeichnete.

Ein paarmal mußte er schlucken, grinste dümmlich und erkundigte sich mit heiser klingender Stimme: »Was hast du da gesagt? Diese Frau spricht mit Stimme der…«

»Ja, so ist es.«

»Aber wie ist das möglich?« Bernie wuchtete seine Hand auf den Oberschenkel.

Er nickte herum und wandte sich an mich. »Haben Sie dafür eine Erklärung?«

»Möglicherweise.«

»Aha. Noch so ein Spinner. Ein Überschlauer also.«

Ich blieb gelassen. »Sie haben mich etwas gefragt, und ich gab Ihnen eine Antwort. Wenn sie damit nicht zufrieden sind, dann sollten Sie es nicht auf diese Art und Weise dokumentieren. Die Sache ist viel zu ernst, denn es geht um Dinge, die wir im Augenblick weder überblicken noch erklären können.«

»Okay, okay, ich halte mich zurück, denn ich weiß hier von allen am wenigsten, wie mir scheint. Was also ist los?«

»Sollten wir das statt im Flur nicht lieber woanders besprechen?« fragte ich.

Bernie blickte auf seine Uhr und dann auf das Mädchen.

»Meinetwegen«, erwiderte er. »Wo wollen Sie hin?«

»Im Arbeitszimmer haben wir Platz.«

»Nein«, meldete sich Tanith/Lucille. »Nicht dort. Gehen wir in meinen Empfangsraum. Am Tisch müssen wir uns niederlassen, da ist es besser, das fühle ich.«

»Ich war derselben Ansicht«, erklärte ich. »Habe mich nur falsch ausgedrückt.«

»Sicher.« Tanith/Lucille drehte sich um und ging vor. Ich folgte ihr schnell und hielt mich an ihrer Seite. Sie traf auch keine Anstalten, mich aus der Wohnung zu weisen. Anscheinend hatte sie sich mit meiner Anwesenheit abgefunden.

Vier Stühle standen bereit. Plätze für uns alle. Ich hatte ein sehr ungutes Gefühl, das sich verstärkte, als ich meinen Fuß über die Schwelle des Zimmers setzte.

Die Atmosphäre schien sich verändert zu haben. Sie war praller oder dichter geworden.

Da lauerte etwas Böses.

Ich schaute auf die Kugel und auf die Spiegelscherben. Die Kugel stand harmlos auf dem Tisch. Nichts deutete darauf hin, welch eine

Kraft in ihr steckte.

Schweigend nahmen Tanith/Lucille und ich Platz. Auch die anderen sprachen nicht, als sie den Raum betraten. Judy war bleich geworden, während aus dem Gesicht des Mannes der spöttische Ausdruck noch immer nicht gewichen war.

Hier bahnte sich etwas an, das er wohl nicht verkraften konnte. Seine Lippen zuckten ein wenig. Er machte mir den Eindruck, als wollte er anfangen zu reden, überlegte es sich jedoch anders und schwieg.

Tanith/Lucille saß links von mir, dieser Bernie rechts, und Judy hatte mir gegenüber ihren Platz gefunden.

Sie war von uns am nervösesten. Wenigstens nach außen hin. Sie spielte mit ihren Fingern, knetete sie und schluckte ein paarmal.

Ich ließ sie nicht aus den Augen. Ihr Blick konnte nicht auf einer Stelle bleiben. Er irrlichterte. Einmal schaute sie die Kugel an, sehr skeptisch, dann wieder suchte sie eine imaginäre Stelle an der Wand. Nie war sie voll bei der Sache.

Tanith/Lucille umfaßte die Kugel. Bernie sah dies als Zeichen an, wandte sich an seine Begleiterin.

»Los, Süße, sag was. Raus mit deinem Problem. Wir haben schon zuviel Zeit verloren.«

»Nein!« Klar und deutlich klang die Antwort der Wahrsagerin. »Hier werden jetzt keine Fragen gestellt, ich rede!«

»Moment mal«, mischte sich Bernie ein. »So geht das aber nicht.« Er wedelte mit der Hand. »Schließlich sind wir gekommen, und wir bezahlen auch. Wir waren angemeldet, hatten einen Termin, und jetzt machen Sie diese Sprüche. Wir haben unsere Zeit nicht gestohlen. Schreiben Sie sich das hinter die Ohren.«

»Es bleibt dabei«, entschied die Hellseherin.

Bernie lief rot an und wollte aufspringen, doch meine harte Stimme stoppte ihn. »Lassen Sie das, verdammt.«

Er setzte sich wieder. Allmählich nur glitt er dabei auf seinen Stuhl zurück. Er bedachte mich dabei mit feindlichen Blicken. Einen Freund hatte ich mir nicht gemacht.

Nun schwieg er.

Auch Judy und ich redeten nicht mehr. Wir alle konzentrierten uns auf Tanith/Lucille und waren gespannt darauf, was sie uns zu sagen hatte.

Sie beugte sich vor und hatte nur die Kugel im Blickfeld. Ihre Hände fanden automatisch die Rundung, legten sich um den Gegenstand, und die grün lackierten Nägel berührten sich an der gegenüberliegenden Seite der Kugel.

Es vergingen einige Sekunden. Tanith/Lucille übte sich in Konzentrationsübungen, sie atmete ein paarmal tief durch, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden und sie lösen zu können.

Dann sprach sie plötzlich. Es war die Stimme der Lucille, die aus ihrem Mund drang, doch was sie sagte, war für uns ungemein interessant, denn sie gab uns Hinweise und Erklärungen, die sonst wahrscheinlich immer im Dunkel der Zeit geblieben wären.

»Der Tag, an dem sie Gatano begruben, ist lange her. Es war in einer stürmischen Nacht, als zwei angeheuerte Männer den Sarg mit der. Leiche des Henkers wegschafften. Sie sollten ihn in unheiliger Erde begraben, irgendwo an der Küste. Aber das Schicksal meinte es gütig. Es schickte den Regen, den Schnee und die Nacht. Die Männer wollten nicht weiter fahren. An einer einsamen Stelle hielten sie an, holten den Sarg vom Wagen und trugen ihn auf ein Feld, wo sie eine Grube aushoben und Gatano verscharrten. Es war genau das, was der Henker gewollt hatte. Zu seinen Lebzeiten hatte man ihn gebraucht. Er hatte Hunderte von Verbrechern an den Galgen gebracht, und er streifte ihnen die Schlinge immer nur mit einer Hand über den Kopf. Deshalb nannte man ihn Gatano, die Galgenhand. Mit diesem Namen erschreckten die Mütter ihre Kinder, der Henker war für die junge Stadt zu einem Fluch geworden. Niemand wollte etwas mit ihm zu tun haben. Er war wie ein Aussätziger, den man trotzdem brauchte. Selbst die Kirche wandte sich von ihm. Kein Pfarrer sprach mit ihm, obwohl sie es am Anfang gewesen waren, die ihn überredet hatten, das Amt anzunehmen. Ein Gerücht entstand. Die Menschen flüsterten sich zu, daß es Gatano Spaß machen würde, seine Opfer zu hängen, und man sagte ihm auch nach, daß er nicht mehr an Gott und dessen Gnade glaubte, sondern an den Satan. Der Teufel war sein Vorbild. Satanas, Herr der Hölle, auch Asmodis genannt. Er führte die Hand des Henkers mit einer teuflischen Geschicklichkeit. Die Opfer starben immer. Nie erlebte er einen Reinfall. Dieser Henker war einfach nicht zu stoppen. Es kam die Zeit, wo ihn die Menschen nicht mehr mochten, sie wollten keinen Henker. Wenn jemand zum Tode verurteilt wurde, sollte er erschossen werden. Aber sie wurden ihn nicht mehr los. Um ihn auszuschalten, griffen sie zu einem Mittel, das schon immer geholfen hatte. Sie hetzten ihm bezahlte Mörder auf den Hals. Und die schafften es. Sie brachten den Henker um. In einer dunklen Nacht lauerten sie auf ihn und stachen mit ihren Messern zu. Über zehnmal sollen sie ihm die Klingen in den Leib gestoßen haben. Als der Henker gestorben war, wurden auch die beiden Mörder von den Ehrbaren erschossen, die anschließend zwei Männer suchten, um den Henker zu begraben.«

Nach diesen Worten mußte Tanith/ Lucille erst einmal eine Pause einlegen. Wir alle waren ruhig geworden, bis Bernie auflachte.

»Na und? Was soll der ganze Quatsch? Der Henker ist tot, er bleibt auch tot.«

Die Hellseherin drehte den Kopf und schaute Bernie an. »Nein«, sagte

sie. »Du irrst. Nicht alles, was nicht mehr lebt, ist auch tot, denn die beiden Männer hätten ihn weit draußen verscharren sollen, so aber wurde er direkt am Stadtrand von New York begraben. Und diese Stadt wuchs. Sie weitete sich aus. Immer mehr Häuser und Straßen kamen hinzu. Man dachte nicht mehr an den Henker. Wo er begraben lag, entstand ein neuer Stadtteil, wurden Häuser gebaut, und man gab dem Stadtteil später einen Namen: Greenwich Village…«

Allmählich begriff ich. Ich verstand die Tragweite dieser Tat, die die beiden unbekannten Männer vor über 200 Jahren vollbracht hatten. Sie hatten den Henker verscharrt, aber nicht dort, wo er eigentlich hätte liegen sollen.

Tanith/Lucille fuhr fort. »Und sein Grab, Freunde, liegt genau hier!« Jetzt war es heraus.

Judy stieß einen leisen Schrei aus. Sie schaute sich um, als hätte sie Angst, der Henker würde hinter ihr stehen.

Bernie wollte wieder grinsen. Er schaffte es nicht. Sein solariumbraunes Gesicht wurde zur Grimasse, und so blieb er auch sitzen.

»Wo befindet sich das Grab?« fragte ich.

»Unten«, lautete die dumpfe Antwort. »Dieses Haus hat einen tiefen Keller. An einer bestimmten Stelle, nahe der Nordwand kann man sein Grab finden. Da liegt er.«

»Ist er nicht aus dem Spiegel gekommen?« hakte ich nach.

»Nein, nicht er. Es war sein gefährlicher Geist, der den Spiegel verlassen hat. Ihn hatte man auch nicht töten können.«

»Und was geschieht mit dem Geist?«

»Er will zurück in den Körper. Er hat es schon geschafft, ich spüre es.«

»Dann schweben wir alle in Gefahr?«

»Ja, denn er wird sich durch nichts aufhalten lassen und seine furchtbare Rache fortsetzen. Mich wollte er auch töten, und er hat es auch geschafft, denn die Schlinge, die er immer benötigte, um seine Opfer zu erhängen, ist längst nicht verschwunden. Er hat sie mitgenommen, und sie kann sich vervielfältigen. Sie ist immer vorhanden. Durch sie hat er nicht nur eine Schlinge, sondern unzählige.«

»Dann schweben wir in Gefahr?« fragte ich.

»Ja. Wir alle…« Bevor sie noch mehr sagen konnte, begann sie zu würgen. Dann schüttelte sie sich, versuchte krampfhaft, nach Luft zu schnappen, und dazwischen gab sie Worte von sich, die mit ihrem Schicksal eng in Verbindung standen. »Ich konnte mich…noch… retten. In den Körper…hier. Doch ich muß raus, weg, nur weg…kann mich nicht mehr halten. Der Henker wird…«

Tanith brach zusammen. Diesmal war es Tanith, denn aus ihrem

Mund drang ein heller Streifen, ein nebelhaftes Gebilde, das wie ein durchsichtiger Schleier über den Tisch quoll und verwehte.

Schwer fiel Taniths Kopf nach vorn. Ich packte sie an den Schultern, rief ihren Namen und schüttelte sie.

Antwort bekam ich nicht sofort. Es dauerte etwas, bis sie sich gefangen hatte.

»John…«

Ja, das war wieder die richtige Stimme Tanith konnte man als normal bezeichnen. Sie hatte die schreckliche Phase hinter sich gebracht und war wieder fähig, klar und nüchtern zu denken. Ein Alptraum war vorüber.

Ich atmete auf, und sah im selben Augenblick, wie dieser Bernie in die Höhe schoß. »Okay, ihr hattet euren Spaß, Freunde. Aber nicht mit mir. Was hier vorgespielt wird, war billigstes Schmierentheater. Davon nehme ich euch nichts ab, das könnt ihr mir glauben. Los, Süße, wir verschwinden.« Er schlug Judy Jackson auf die Schulter, doch das Girl schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte sie, »ich will nicht.«

»Weshalb?«

»Ich muß noch hierbleiben. Ich kann nicht so schnell weg. Verstehe das. Ich muß erst darüber nachdenken und fühle mich auch nicht in der Lage, zu diesem Empfang zu gehen.« Sie drehte dabei den Kopf und schaute Bernie bittend an.

»Du kommst mit. Man wartet!«

»Nein, Bernie, nein!«

»Verdammt, dann zwinge ich dich eben zu deinem Glück.« Der Kerl geriet außer sich. Roh packte er die Frau in Höhe des rechten Ellbogens und drehte sie herum. Mit der anderen Hand holte er aus. Er wollte sie schlagen.

In gewissen Situationen kommt man sich vor wie der edle Ritter oder Westernheld. Mir ging es jedenfalls so, denn ich warf mich über den Tisch und schickte meine Rechte auf die Reise.

Bernie wurde dicht oberhalb der Gürtellinie getroffen. Es war wie eine Explosion, die sich in seinem Körper ausbreitete und ihn zurückwuchtete.

Er taumelte fast bis zur Tür, schnappte nach Luft und wurde grün im Gesicht.

»Verdammter Engländer!« fuhr er mich an. »Misch dich hier nicht ein, sonst laß ich dich von Leuten durch die Mangel drehen, von denen du bisher nur geträumt hast.«

»Sie scheinen Erfahrungen zu haben«, gab ich zurück. »Aber täuschen Sie sich nicht, auch ich bin nicht ohne.«

Er preßte seine Hand auf die Stelle am Körper, wo ihn mein Schlag getroffen hatte. Dann schaute er auf Judy Jackson, die sich, auf dem

Stuhl sitzend, gedreht hatte. »Kommst du jetzt mit, Baby?«

»Nein, ich bleibe.«

»Daran wirst du noch denken. Wenn deinetwegen der Termin platzt, siehst du gut aus.« Er sprach die Worte machte kehrt, ging zur Tür und verschwand.

Mir paßte es nicht. Auch ich hätte gern gesehen, wenn Judy Jackson das Haus verließ. Es bestand noch immer eine große Gefahr. Den Geist des Henkers hatten wir längst nicht vernichtet. Wie wir jetzt wußten, war er hier in diesem Haus oder unter dem Gebäude begraben worden, und vielleicht versuchte der Geist, sich mit dem Körper wieder zu vereinen.

Wenn das eintrat, wuchs die Gefahr noch weiter.

Deshalb sagte ich zu dem Mädchen: »Bitte, Judy, Sie tun uns keinen Gefallen, wenn Sie bleiben!«

Sie schaute mich aus ihren großen Augen an. »Aber ich kann jetzt nicht zu diesem Empfang.«

»Dann gehen Sie nach Hause.«

Sie strich über ihr Gesicht und warf gleichzeitig eine Haarsträhne nach hinten. »Nein, Mister, auch das nicht. Tut mir leid, wirklich. Ich fühle mich schlecht…«

Mein hilfesuchender Blick traf Tanith. Sie hatte sich inzwischen wieder erholt. In ihr Gesicht war ein wenig mehr Farbe eingekehrt. Auch sie mußte begreifen, daß es für Judy schlecht war, wenn sie weiterhin im Haus blieb.

Tanith verstand. »Es ist wirklich besser, Judy, wenn Sie dem Rat folgen.«

»Und wo soll ich hin?«

»Das müßten Sie doch wissen, aber hier können Sie nicht bleiben. Es sind Dinge in Bewegung geraten, die uns alle überrollen, wenn wir nicht achtgeben.«

Judy nickte. Die von Frau zu Frau gesprochenen Worte hatten anscheinend bei ihr gefruchtet. »Na ja, dann werde ich mich mal auf den Weg machen.« Sie drückte ihre Hände auf die schmalen Sessellehnen und machte Anstalten aufzustehen.

Noch mitten in der Bewegung hörte sie das schreckliche Geräusch.

Auch wir vernahmen es.

Es war kein Schreien, sondern ein schweres Ächzen, eingebettet in dumpfe Schläge.

Ich wußte Bescheid oder ahnte es zumindest.

Du war etwas Schreckliches passiert.

Und zwar noch im Haus.

Sofort dachte ich an Judys Begleiter, war mit einpaar Sätzen an der Tür, riß sie auf und schaute in den Gang.

Dort hing ein Mensch.

Es war Bernie. Und die Schlinge schnitt tief in das Fleisch seines Halses…

***

Er hatte sich noch bewegt und mit seinen Beinen gegen die Wände geschlagen, deshalb das dumpfe Geräusch. Als ich ihn erreichte, war es zu spät. Da hing er bereits leblos in der Schlinge, die an dem starken Lampenhaken in der Decke befestigt worden war.

Trotzdem versuchte ich zu retten, was noch zu retten war. Jagte zurück in das nächste Zimmer, fand dort einen Stuhl und baute ihn neben der Leiche auf.

Ich kletterte hinauf und schaute in sein Gesicht.

Nein, da war nichts mehr zu machen. Der Henker kannte sein Geschäft.

Er ließ seinen Opfern nicht die Spur einer Chance.

Ich atmete ein paarmal tief durch. Danach löste ich die Schlinge und ließ die Leiche zu Boden sinken.

»Er ist tot, nicht?« In meinem Rücken hörte ich die Stimme der Wahrsagerin.

»Ja.«

»Ich werde mich um Judy kümmern.«

Es war gut, daß Tanith so reagierte. Auch ich wollte nicht, daß Judy die Leiche sah. Diese Mädchen aus dem Showgeschäft reagierten oft ein wenig überspitzt, eine Panik konnte ich nicht gebrauchen.

Das Haus besaß genügend Zimmer. Ich öffnete die nächstliegende Tür und schleppte die Leiche dort in den Raum. Hinter der Tür ließ ich sie liegen.

Danach ging ich wieder auf den Gang.

Ich faßte die Schlinge an. Die war existent und keine Geisterscheinung.

Und wie ich erfahren hatte, konnte der Henker so viele Schlingen herstellen, wie er benötigte. Was wir erlebt hatten, war erst der Anfang.

Er würde weiter seinen Terror verbreiten und ihn auch ausdehnen. Das durfte ich auf keinen Fall zulassen.

Wichtig war der Keller.

Hier mußte sich das große Drama abspielen, da lief das Finale Wenn ich den Henker stellen wollte, dann dort unten. Tanith sollte nicht mitgehen, sondern sich um Judy kümmern. Obwohl die Zeit drängte, ging ich noch einmal zurück in das Zimmer, wo sich die beiden Frauen aufhielten und redete mit Tanith.

»Ich gehe nach unten.«

Sie nickte nur, während Judy fragte, was losgewesen sei.

»Nichts, Judy, Sie brauchen keine Angst zu haben.«

Sie schaute uns an und schüttelte den Kopf. »Nein, ihr lügt. Ihr lügt alle. Ich will es sehen!« Hastig drehte sie sich um und rannte aus dem Raum.

Tanith schaute mich fragend an. »Ich habe die Leiche verschwinden lassen«, sagte ich leise.

Judy Jackson kam wieder zurück. Ihr Gesicht zeigte einen verstörten Ausdruck. Dann hob sie die Schultern und ließ sich auf einem Stuhl nieder, wo sie das Gesicht in beide Hände vergrub und von uns überhaupt keine Notiz nahm.

Ich beugte mich zu Tanith herunter. »Wo befindet sich der Kellerschlüssel?«

»Ich gebe ihn dir.« Wir mußten den Raum verlassen und gingen in die Küche. »Der Keller ist sowieso offen. Ich meine, der Hauptkeller. Bei den einzelnen Verschlägen sieht es anders aus.«

Ich hielt den Schlüssel in der Hand und fragte weiter. »Was ist denn mit dieser Nordseite? Liegt dort etwa der Keller unserer Lucille?«

Tanith schaute mich an. »Ja, John, ja. Jetzt fällt es mir wieder ein. Da muß der Henker liegen.«

»Na denn…« Ich hob die Schultern und fragte nach einer Schaufel.

»Die befindet sich auch im Keller.«

»Dann kann ja nichts schiefgehen.« Ich nickte Tanith noch einmal zu und verließ sie. Hier oben hielt mich nichts mehr. Der Keller war jetzt wichtiger…

***

Tanith hielt sich noch für eine Weile in der Küche auf. Sie überdachte die gesamte Lage und kam zu dem Entschluß, daß die Gefahr noch längst nicht gebannt war. Der Geist des Henkers lauerte nach wie vor, und er würde seine Chance bekommen. Da war sie sicher.

Sie öffnete die Kühlschranktür, holte Limonade hervor und schenkte sich ein. In langsamen Schlucken trank sie das kalte Zeug und fühlte sich ein wenig erfrischt.

Gern wäre sie mit in den Keller gegangen, sie sah allerdings auch ein, daß sich jemand um Judy Jackson kümmern mußte. Vielleicht gelang es ihr, sie zu überreden, das Haus zu verlassen. Entschlossen stellte sie das Glas in die Spüle und machte kehrt. Die Distanz zu dem Raum, wo Judy wartete, war schnell überbrückt. Tanith stieß die Tür auf, betrat das Zimmer und blieb überrascht stehen. Sie drehte den Kopf nach links und nach rechts, aber der erste Eindruck blieb.

Judy war verschwunden!

Die Wahrsagerin überwand die Überraschung schnell. Sie reagierte auch nicht überstürzt, sondern sagte sich, daß es zwei Möglichkeiten gab.

Entweder war Judy wirklich gegangen, was gut wäre und sogar

wahrscheinlich war, oder aber sie hatte nur die Wohnung und Etage verlassen, um in den Keller zu laufen.

Das wäre fatal gewesen.

Tanith wollte nicht glauben, daß Judy so reagierte. Sie mußte sich einfach sagen, daß es viel zu gefährlich war, wenn sie in den Keller lief.

Aber konnte sie überhaupt richtig entscheiden? Tanith wußte es nicht.

Deshalb blieb bei ihr ein ungutes Gefühl, auch als sie Platz nahm und nach der Kugel griff…

***

Kaum hatten John Sinclair und Tanith den Raum verlassen, als Judy Jackson die Stimme vernahm. Sie sprach nicht auf normalem Wege zu ihr, sondern war nur in ihrem Kopf zu hören. Dort vernahm sie die flüsternde Stimme, die sie lockte und ihr klarmachen wollte, daß ihr Platz woanders wäre.

Eine Frau sprach zu ihr.

Judy erhob sich. Sie hatte einen seltsam entrückten Gesichtsausdruck bekommen, als sie der lockenden Stimme lauschte. Die einzelnen Worte waren mit Glockenschlägen zu vergleichen, die in ihrem Kopf dröhnten.

»Ja, ich komme«, gab Judy mit leiser Stimme Antwort. »Ich werde zu dir gehen.«

Die junge Frau bewegte sich in Richtung Tür. Ihre Beine zitterten, in den Knien verspürte sie ein seltsames Gefühl, als wären sie mit einer puddingartigen Masse gefüllt.

Sie verließ den Raum, betrat den Gang und wandte sich nach links, um die Flurtür zu erreichen.

Aus einem der Zimmer hörte sie Stimmen. Dort unterhielten sich dieser Engländer und Madame Tanith. Die sollten sie auf keinen Fall bemerken, denn die weibliche Stimme hatte ihr gesagt, daß sie vorsichtig sein mußte.

Danach richtete sich Judy.

Auf Zehenspitzen erreichte sie die Tür, blieb für einen Moment stehen und öffnete dann.

Niemand hatte sie bisher gesehen, und niemand würde sie auch sehen, denn der Hausflur vor ihr war leer.

Ein knappes Lächeln huschte über ihre Lippen. Der Plan schien tatsächlich aufzugehen.

So sacht wie nur eben möglich zog sie die Tür hinter sich ins Schloß und setzte ihren Weg fort.

Im Flur war es still, und sie ging leise, um abermals der lockenden Stimme zu lauschen, die ihr befahl, den Weg in den Keller zu gehen.

Judy wußte nicht, was diese Stimme von ihr wollte. Sie hatte sie inzwischen erkannt, denn sie gehörte Lucille. Genau mit der Stimme hatte auch Tanith gesprochen.

Irgendwo, für sie unsichtbar, mußte sich der Geist der Lucille befinden.

Er wollte sie.

Judy Jackson stieg die Treppe hinab. Sie hielt sich dicht an der Wand, denn die Stufen bestanden aus Holz und begannen sehr schnell zu knarren, wenn man sie falsch belastete.

Als sie den ersten Absatz hinter sich gelassen hatte, ging sie schneller.

Sie brauchte nicht mehr auf irgendwelche Geräusche zu achten, steigerte ihre Geschwindigkeit und hörte, daß sie von der unsichtbaren Lucille gelobt wurde.

»Ja, so ist es gut«!

Dann stand sie im unteren Teil des Hausflures, drehte sich nach links und ging dorthin, wo auch die Rückseite des Hauses begann Da lag auch die Kellertür.

Judy fand sie mit einer traumwandlerischen Sicherheit, zog sie auf, machte Licht und sah vor sich die breite Steintreppe, die in die Tiefe führte.

Ein wenig schauderte sie zusammen Auch fürchtete sie sich vor der Dunkelheit, denn der Lichtschein füllte nicht den gesamten Keller aus.

Die Stimme drängte.

Judy beeilte sich. Sie folgte genau den Ratschlägen, die man ihr gegeben hatte, und sie vernahm auch die nächsten Worte sehr deutlich.

»Komm zu ihm! Komm zu seinem Grab«!

Damit konnte nur dieser Henker gemeint sein. Das wußte Judy plötzlich, und sie richtete sich danach, indem sie schneller lief.

Beinahe leichtfüßig huschte sie die Stufen hinunter, erreichte das Ende des Kellers und fand sich in einem langen Gang wieder, der weiter in die Tiefe führte.

Das Licht wurde schwächer.

Judys Schatten zerfaserte an der Wand. Ihr Atem ging schnell, die Stimme war jetzt drängender geworden, und als Judy das knarrende Geräusch vernahm, blieb sie abrupt stehen.

Eine Tür schwang auf.

Genau vor ihr, da bewegte sich das Holzgatter, das den Keller vom Gang trennte.

»Das Grab, kleine Judy! Dahinter liegt das Grab«!

Lucille wußte Bescheid. Und sie führte Judy Jackson genau dorthin, wo sie es haben wollte.

Der Musical-Star betrat den Keller.

Dabei hielt Judy den Atem an. Sie zitterte. Angst hatte sie schon längst bekommen, doch da war die Stimme, die sie immer weitertrieb.

»Geh bis an die Wand, nimm die Schaufel dort, hol ihn aus der Erde! Befreie ihn«!

»Ja, ja!« flüsterte Judy, packte zuerst eine Hacke und begann in der Düsternis des Kellers ihr schauriges Werk.

Sie schaute sich nicht um. Wenn sie es getan hätte, dann hätte sie die beiden geisterhaften Wesen gesehen, die sich hinter ihrem Rücken befanden. Sie lauerten auf ihre endgültige Befreiung.

Der Henker darauf, daß er wieder grausame Taten vollbringen konnte, und der ruhelose Geist der Lucille suchte einen neuen Körper oder die endgültige Vernichtung…

***

Im Flur begegnete mir ein Mann. Er kam von unten, ich aus entgegengesetzter Richtung.

Der Mann blieb stehen und starrte mich an. Er trug zwei Einkaufstüten.

Sein Gesicht zeigte einen mißtrauischen Ausdruck. »Wer sind Sie? Was machen Sie hier?«

»Ich habe jemand besucht.«

»Die komische Wahrsagerin?«

»Ja.«

»Auch so ein Spinner«, sagte er und ging weiter.

Ich drückte mich an die Wand, damit er mich passieren konnte. Sehr freundlich waren die Leute hier nicht, das konnte man mit gutem Gewissen behaupten.

Diese dumme Begegnung hatte mich Zeit gekostet, was mir überhaupt nicht paßte. Ich hatte es eilig, denn der Geist des Henkers sollte auf keinen Fall mehr Opfer bekommen.

Sehr weit brauchte ich nicht mehr zu laufen, um den Hausflur zu erreichen. Dort orientierte ich mich kurz, stellte fest, wo die Kellertür lag und lief darauf zu.

Für einen Moment blieb ich stehen, um mein Kreuz offen vor die Brust zu hängen. Der Dolch steckte ebenfalls griffbereit in der Scheide, und an die Beretta kam ich auch.

So bewaffnet mußte ich den Geist des Henkers eigentlich schaffen.

Kaum hatte ich die schwere Kellertür geöffnet, als ich wie erstarrt noch vor der obersten Stufe verharrte.

Im Keller tat sich etwas.

Ich hörte dumpfe Geräusche.

Wenn mich nicht alles täuschte, waren dies Schläge. Sie klangen sehr dumpf, waren also nicht gegen das Mauerwerk geführt worden, sondern hämmerten gegen den Boden.

Ein schlimmer und schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch. Ich atmete scharf ein, als ich an das Grab des Henkers dachte. Dieser schreckliche Unhold war hier im Keller verscharrt worden. Wollte da jemand das Grab öffnen?

Wenn ja — wer?

Ich bekam zwar keine Angst, aber das ungute Gefühl blieb. Jetzt mußte ich schnell sein, denn wenn es der Seele des Henkers gelang, in seinen Körper zurückzukehren, entstand ein grauenvolles Geschöpf, ein mörderischer Zombie, der in diesem Stadtteil von New York sein Unwesen treiben würde.

Dann gab es Tote…

Das Licht brannte. Vor mir sah ich die breiten, alten Steinstufen. Viel leicht war das noch die ursprüngliche Kellertreppe, renoviert hatte man wohl kaum etwas in dem Haus.

An der Wand befand sich auch der Handlauf. Mit der Rechten hielt ich mich daran fest, als ich, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinuntereilte.

Am Ende blieb ich stehen und bohrte meinen Blick in den Keller. Vor mir wurde das Licht schwächer, dafür hörte ich die dumpfen Schläge jetzt deutlicher.

Worte waren nicht zu vernehmen. Die Person, die da den Boden aufhämmerte, arbeitete schweigend und verbissen.

So lautlos wie möglich ging ich: Nichts sollte mich verraten. Ich wollte die Überraschung voll auskosten.

Dann sah ich die Bewegung.

Sie war dort entstanden, wo der Lichtschein fast versickerte. Es war eine schnelle, huschende Bewegung, wie sie eigentlich nur von einem Geist ausgelöst werden konnte.

Eine Spukgestalt inmitten des Kellers!

Kalt lief es meinen Rücken hinab. Ich dachte an den Henker. War er es, der da lauerte?

Jetzt nahm ich das Kreuz in die Hand. Es schaute aus meiner Faust.

Seine Umrisse schienen zu vibrieren. Sie zitterten, und wieder einmal setzte ich das gesamte Vertrauen hinein, als ich mich tiefer in den Keller hineinbewegte.

Nur die Schläge waren zu hören. Meine Schritte nicht, und auch das geisterhafte Wesen gab keinen Laut von sich.

Aber mir war nicht wohl zumute. Über meinen Rücken kroch eine Gänsehaut, ich schüttelte mich. So etwas wie Angst keimte in mir auf.

Angst vor der nahen Zukunft, denn ich wußte nicht, wer noch alles in der Nähe lauerte.

Dann blieb ich stehen.

Genau in dem Moment, als ich vor mir einen Schrei vernahm, der dünn an meine Ohren drang.

Und ebenso dünn war auch die Stimme, die mir befahl: »Keinen Schritt weiter, John Sinclair, sonst bist du verloren!«

***

Lucille hatte gesprochen!

Einem ersten Reflex folgend, blieb ich tatsächlich stehen und schaltete erst einmal ab. Diese Leere im Gehirn blieb nicht einmal für die Dauer einer Sekunde, dann war ich wieder voll da und nahm die ganze unheimliche Atmosphäre dieses Kellers auf.

Ich stand am Rande des Lichtscheins, schon mehr in der Finsternis, aus der mir die Stimme entgegengeklungen war. Dort lauerte ein gefährliches Wesen, der Geist dieser Lucille, der sicherlich endlich eine Heimat haben wollte.

Hatte er sich auf die Seite des Henkers geschlagen?

Damit mußte ich rechnen, und ich durfte auch jetzt keine Rücksicht mehr nehmen.

Ich ging vor.

»Neiiiin!« hörte ich das hohe, schrille Kreischen, das die schemenhafte Gestalt vor mir ausstieß. »Neiinnn…«

Dann griff sie an.

Plötzlich tauchte sie dicht vor meinem Gesicht auf. Ich bekam soeben noch die Hand mit dem Kreuz in die Höhe, spürte den kalten Hauch, der mich streifte, und es kam zur Berührung.

Die Welt erstarrte.

Dad Gefühl hatte ich, denn die folgenden Ereignisse liefen zwar schnell, aber dennoch langsam ab.

Wieder einmal hatten die Kräfte der Magie und die des Lichts Kontakt miteinander bekommen Für einen Moment materialisierte sich der Geist der Lucille dicht vor meinen Augen. Ich sah einen Körper, eine Frau, die blondes Haar hatte und ein blaues Kleid trug.

Sie berührte mit den Füßen nicht einmal den Boden, schwebte über mir und wurde allein von dem Kreuz gehalten, an dem sie wie festgeklebt wirkte.

Dann verging sie.

Der zwar bildhaft vor mir schwebende, aber nicht dreidimensional existente Körper wurde in der Luft zerrissen. Die Kraft des Kreuzes sprengte ihn in seine Einzelteile auf.

Fetzen flogen buchstäblich zur Seite. Da wurden die Arme zerrissen und zu schattenhaften Gebilden, die Beine lösten sich auf, verschwanden in einem dünnen Schleier, so daß zum Schluß nur noch der Kopf übriggeblieben war.

Und auch ihn zerstörte mein Kreuz.

Es gab nichts, was den Kräften des Lichts noch widerstehen konnte. Das Kreuz räumte auf. Die schwarze Magie besaß keine Chance, sie

konnte nicht überleben.

Ich mußte mit ansehen, wie der Geist dieser Lucille endgültig seine Erlösung fand.

Und ich atmete auf, als von ihm nichts mehr zu sehen war. Gewonnen hatte ich.

Das Leuchten auf meinem Silberkreuz schwächte sich allmählich ab. Ein Rest jedoch blieb, denn weiterhin existierte ein zweiter Geist, und der war wesentlich gefährlicher.

Als ich weitergehen wollte, hörte ich das Geräusch. Es war ein tiefes, grauenvolles Stöhnen, das mir durch den Gang entgegenhallte und dem ein satanisches Gelächter folgte.

Gatano, die Galgenhand, war frei!

***

Tanith saß in ihrem Zimmer und hatte Angst. Nicht so sehr um sich, sondern um das Mädchen Judy Jackson. Sie war verschwunden, und die Hellseherin glaubte nicht, daß sie noch eine Chance hatte, wenn sie dem Geist des Henkers begegnete.

Tanith wollte sich auch nicht unbedingt auf John Sinclair verlassen, sondern selbst etwas tun.

Und sie konzentrierte sich. Fest hielt sie die rote Kugel umklammert. Ihre Gedanken gingen auf Wanderschaft. Sie waren streng auf einen Punkt fixiert, und der hieß Judy Jackson. Wenn eben möglich, wollte sie das Mädchen warnen.

Aber da gab es etwas, das ihren Einfluß stark bremste. Es war wieder diese Wolke, die als eine magische Wand zwischen ihr und Judy Jackson stand.

So sehr Tanith sich auch bemühte, sie kam nicht durch. Die Wolke filterte alles. Sie saugte die Ströme auf wie ein trockener Schwamm das Wasser.

Die Wahrsagerin zitterte. Deutlich spürte sie das Fremde, das sich auch innerhalb der Kugel manifestierte und wie ein Bumerang gegen sie zurückschlug.

Angst überfiel sie.

Mit einemmal wußte sie, daß ihr die Dinge außer Kontrolle gerieten. Sie konnte einfach nicht mehr. Die Schwarze Magie der Gegenseite übernahm die volle Kontrolle.

Schwer drang der Atem aus ihrem Mund. Die Lippen bewegten sich, die Wand, die zwischen ihr und Lucille stand, wurde größer, sie breitete sich wie ein dichter undurchdringlicher Nebel aus, und Tanith dachte daran, daß sie die Magie unterschätzt hatte.

Die andere war stärker geworden.

Ein Schrei löste sich aus ihrer Kehle. Er füllte den gesamten Raum aus, und sein Echo war noch nicht verklungen, als Tanith in die Höhe

sprang und ihre Arme gegen die Decke streckte.

Sei wußte, was geschehen war. Gatano, die Galgenhand, hatte es geschafft.

Er war frei!

***

Triumph, Freude, Hoffnung — das alles dröhnte mir mit dem Gelächter entgegen. Ich war zu spät gekommen, der Geist des Henkers hatte einen Helfer gefunden und war nun mit seinem Körper vereint.

Grauenvoll…

Von Lucille sah ich nichts mehr. Ihr ruheloser Geist war für alle Zeiten im Nirwana des Dämonenreiches gelandet. Jetzt gab es nur noch einen.

Gatano, die Galgenhand!

Wer war stärker?

Ich näherte mich möglichst lautlos meinem Ziel. Drei Schritte benötigte ich. Leider knirschte etwas unter meinen Sohlen. Es war der Dreck und der Staub, der sich auch hier abgelagert hatte.

Neben dem offenen Rechteck blieb ich stehen. Den Mund hielt ich geöffnet und atmete nur noch sehr flach. Ich blickte auf die helle Holztür, die im rechten Winkel zur Mauer stand.

Und ich hörte das Weinen.

Es war ein leises Geräusch, voller Angst und Qual ausgestoßen, mehr ein Wimmern.

Judy Jackson!

Sie hatte den Unhold befreit, und nun hielt er sie in seinen Krallen. Die Beretta zog ich aus der Halfter, spannte noch einmal meinen Körper und sprang dann vor. Gleichzeitig drehte ich mich nach rechts, so daß ich in den Keller hineinblicken konnte.

Viel sah ich nicht, dafür war es zu dunkel. Da war eine offene Grabstelle zu erkennen, und daneben türmte sich ein dunkler Schatten in die Höhe.

Es war aufgeworfene Erde, die dort einen Hügel bildete. Judy hatte das alte Grab geöffnet. Sie stand jetzt darin, aber sie wurde gehalten. Hinter und neben ihr wuchs ein unheimlich anzusehender Schatten in die Höhe, der alte Henker.

Ich schauderte zusammen, als ich ihn bemerkte. Obwohl ich nur seine Umrisse sah, konnte ich mir gut vorstellen, welch eine Bestie mir da gegenüberstand.

Sollte ich schießen?

Nein, das konnte ich auf keinen Fall riskieren, denn er hielt eine Geisel fest, und die Lichtverhältnisse waren für einen gezielten Treffer zu ungünstig.

Was also tun?

Er kletterte aus dem offenen Grab. Seine Bewegungen wirkten ungelenk, dies konnte ich trotz der miserablen Lichtverhältnisse sehen, aber er ließ Judy nicht los, die jetzt wieder anfing zu wimmern, denn der untote Henker hielt sie fest umklammert.

Ich bekam es mit der Angst zu tun. Weniger um mich, als um Judy, denn die Reaktionen der Bestie waren einfach nicht vorauszuberechnen.

Ich wich zurück.

Der Henker sollte dies als ein Zeichen werten. Ein Indiz dafür, daß ich ihn als Sieger anerkannte.

Und er verließ sein Grab.

Schwer stöhnte und ächzte er. Grauenvolle Geräusche, die ebensogut in der Tiefe der Hölle entstanden sein konnten, begleiteten diesen Gang aus dem Grab.

Schaurig hallte es mir entgegen, sogar ein hohles Pfeifen drang aus dem Mund.

Ich war wieder in den Gang zurückgegangen, befand mich schon innerhalb des Lichts, als Gatano mit seiner menschlichen Beute den Kellerraum verließ.

Judy hing wie eine Puppe in seinem Griff. Mit der linken Hand hielt er sie umklammert, die rechte hatte er frei.

Jetzt sah ich ihn zum erstenmal.

Er war eine grauenvolle Kreatur. Ein widerliches Scheusal, ein Abziehbild der Hölle, Günstling des Teufels, und was immer man zu ihm sagen konnte.

Der Körper war nicht in dem Maße verwest, wie man hätte annehmen können. Fetzen von einem alten Totenhemd hingen noch an seiner klebrigen, grauen Haut. Das Gesicht war eingefallen. Über die Knochen spannte sich dünn die Haut, ebenso dünn und strähnig waren die völlig verfilzten Haare.

Aber grün schillerte die Galgenhand.

Hand und Arm sahen schuppig aus. Sie erinnerten mich an die Gliedmaßen einer Echse. Und ich sah auch die langen, spitzen Nägel, die scharf wie Dolche sein konnten.

Schlurfend bewegte er sich durch den Keller. Auch er befand sich jetzt im Gang, so daß er von dem Lichtschein erfaßt werden konnte. Der Mund bildete in seinem Gesicht ein tiefes Loch. Er erinnerte mich an eine Höhle.

Und das Mädchen?

Judy war vor Angst starr. Sie konnte sich überhaupt nicht bewegen. Ihr Gesicht war nur mehr eine Maske des Schreckens. Da lebte nichts mehr, die Augen schienen in den Höhlen eingefroren zu sein, nur die Lippen zitterten noch.

Wo wollte er hin?

Er mußte das Kreuz sehen, das ich in meiner linken Hand trug. Ein Kreuz, das das Gute symbolisierte, und es mußte eigentlich seinen Vorwärtsdrang stoppen.

Aber er ging weiter.

Mich machte er damit unsicher. Was hatte diese Bestie vor? Ließ sie sich auch durch das Kreuz nicht stoppen?

Und da sah ich etwas Schlimmes. Plötzlich löste sich sein Arm vom Körper.

Es war der grüne, der schuppige. Seine Galgenhand öffnete sich dabei so weit, daß sie eine Klaue bildete, die meinen Hals umfassen konnte.

Er wollte mich auf diese Art und Weise erwürgen.

Ich hielt ihm das Kreuz entgegen. Nur die Hand starrte ich an. Langsam nur kam sie näher. Ich wurde dabei an Desteros Würgehand erinnert, die ebenfalls aus dem Jenseits erschienen war und mich damals hatte töten wollen.

Aber das Kreuz mußte es packen.

Leider achtete ich zu sehr auf die grüne Hand des Monstrums und zu wenig auf Judy Jackson. Deshalb hörte ich ihren Warnschrei viel zu spät.

Er gellte mir zwar laut und spitz in den Ohren, doch ich begriff den Sinn nicht mehr.

Mit ihrem Schicksal hatte es nichts zu tun, sondern mit dem meinen. An der Wand sah ich eine schattenhafte Bewegung, etwas warf diesen Schatten, zitterte auch, und im nächsten Augenblick wischte dieser Gegenstand an meinen Augen vorbei und fand sein Ziel an meinem Hals.

Bevor ich irgend etwas unternehmen konnte, zog sich die verdammte Schlinge zu und würgte mir die Luft ab.

Jetzt hatte mich der Henker endgültig!

***

In den nächsten Sekunden bekam ich mit, wie es einem Menschen zumute sein mußte, den man aufhängen wollte. Ich konnte nicht mehr atmen und spürte das rauhe Material der Schlinge an meiner Haut, die regelrecht aufgescheuert wurde.

Zwar hatte ich den Mund offen, doch Luft drang nicht mehr in meinen Hals. Der Druck schnürte sie mir radikal ab.

Dann war da noch die Hand mit dem verfluchten Arm. Diese widerliche grüne Klaue, die meinem Gesicht immer näher kam und mich bald berühren mußte.

Das Monstrum selbst verschwamm vor meinen Augen. Es dirigierte durch seinen schrecklichen Geist die Schlinge, die mir nicht nur die Luft abschnitt, sondern mich auch weiter nach hinten schleifte und mich strangulieren wollte.

Jetzt wurde es kritisch. Wenn ich in den nächsten Sekunden die Schlinge nicht von meinem Hals losbekam, würde ich so schwach sein, daß ich mich überhaupt nicht mehr wehren konnte.

Gnadenlos waren die Jenseitskräfte. Aus meinem Mund drangen schreckliche Geräusche. Ich selbst hatte sie noch nie von mir gehört.

Das war ein Würgen, Ächzen und Stöhnen.

Ich bekam keine Luft, drehte mich, spürte, wie sehr die Schlinge an meinem Hals scheuerte und kämpfte verbissen gegen die Schwäche, ohne ihr jedoch Herr zu werden.

Dann brach ich in die Knie.

Obwohl ich sehr schnell nach hinten fiel, hatte ich das Gefühl zu schweben. Schließlich schlug ich mit dem Hinterteil auf, kippte aber nicht weiter zurück, weil die Schlinge mich festhielt.

Es war schlimm.

Mit Blei schienen meine Glieder gefüllt zu sein. Es mußte mir doch gelingen, die Arme hochzubekommen und die Schlinge mit dem Kreuz zu berühren.

Plötzlich war die Hand da.

Ich sah weder Gatano noch das Mädchen. Diese schreckliche Klaue füllte mein gesamtes Blickfeld aus. Nur die grüne, widerliche Farbe sah ich und spürte die Berührung.

Die unheimliche Totenklaue preßte sich in mein Gesicht. Die Finger waren nach oben gerichtet, sie malträtierten meine Stirn, und ich spürte den harten Druck, der sich bis hin zum Schmerz steigerte.

Ich fiel zurück.

Mit dem Hinterkopf knallte ich zu Boden, und dieser Schmerz zuckte durch meinen Schädel. Er richtete mich sogar ein wenig auf, ich sah für einen Moment alles klarer und konnte durch die jetzt gespreizten Finger der Galgenhand schauen.

War es das letzte Aufbäumen vor dem Tod?

Da hörte ich das Zischen. Im selben Augenblick vernahm ich auch den Schrei, die Hand zuckte zurück, und die Kette, an der das Kreuz hing, wurde mir mit einer unwiderstehlichen Kraft vom Hals gerissen. Auch die Schlinge verschwand. Ich bekam wieder Luft, doch es wurde nur mehr ein Keuchen und Krächzen, als ich den Sauerstoff in meine Lungen zog.

Das Kreuz kämpfte für mich.

In den Augenblicken höchster Lebensgefahr hatte ich es mobilisieren können. Hinzu kam die starke schwarzmagische Kraft, zu der mein Kreuz gleichzeitig einen Gegenpol bildete.

So war es zu einer regelrechten Explosion gekommen, in die ich nicht einmal hatte eingreifen können, auch nicht in die nächsten Vorgänge, denn das erledigte das Kreuz von allein.

Es klebte an der Hand. Genau auf der Fläche hatte es seinen Platz

gefunden, und es begann mit seinem zerstörerischen Werk.

Der in der Luft schwebende Galgenarm begann zu tanzen. Er schlug um sich, zuckte, war einmal oben, dann wieder dicht über dem Boden, denn er wollte nicht aufgeben.

Qualm, schwarzgrau, lag wie ein Schleier über dem Arm. Er drang aus den Poren, die plötzlich aufgerissen wurden, und in dem verfaulten, schwarz wirkenden Fleisch klafften dicke Risse.

In einem wirren Zickzack wirbelte der Galgenarm durch den Kellergang.

Es klatschte laut, wenn er gegen die Wände hieb, zurückgeworfen wurde, auf den Boden prallte, wieder in die Höhe schnellte und dann auseinanderflog.

Dies geschah mit einem puffenden Geräusch. Plötzlich war nichts mehr von diesem gefährlichen Galgenarm zu sehen, nur noch Staubpartikel legten einen düsteren Schleier zwischen mich und das Mädchen.

Und Gatano selbst?

Ich hatte ein wenig Zeit gehabt und konnte mich in den vergangenen Sekunden einigermaßen erholen. Mein Hals schmerzte höllisch, aber ich bekam Luft.

Auf die Knie hatte ich mich stemmen können und schaute nach vorn, wo der übrige Körper stand.

Nein, er stand nicht mehr. Gatano wankte.

Er öffnete sogar seinen Griff, und Judy Jackson rutschte unter dem Arm hindurch. Sie war frei, aber sie besaß längst nicht mehr die Kraft, sich auf den eigenen Beinen zu halten.

Judy Jackson sank zusammen.

Nach vorn kippte sie, streckte noch die Arme aus, fing den Sturz einigermaßen ab, und der Henker setzte nicht nach.

Er hatte genug mit sich selbst zu tun. Auf irgendeine Art und Weise mußten er und sein Arm in Verbindung stehen, denn die Zerstörung der Galgenhand leitete auch seinen Untergang ein.

Er taumelte. Einen Schritt nach vorn wollte er wagen, schaffte es jedoch nicht, fiel zur Seite und prallte gegen die Wand, wo er für einen Moment Halt fand, stieß sich ab und wankte über die Gangbreite auf die andere Mauer zu.

Hier klatschte er gegen.

Ich war näher gegangen und sah Judy Jackson aus der Gefahrenzone kriechen.

Die junge Frau war gerettet.

Der Henker kämpfte noch. Als ich mein Kreuz aufhob, stieß er sich soeben wieder ab, drehte sich, und ich konnte in sein Gesicht schauen, das diesen Ausdruck überhaupt nicht mehr verdiente.

Der Henker wurde zu dem, was er eigentlich längst hätte sein sollen.

Zu Staub und Knochen.

Sie fielen ihm aus dem Gesicht. Ich hörte ihr helles Aufschlagen, dem folgte der Staub, vermischt mit Teilen seiner Augen.

Ich ging aus dem Weg, als die Reste nach vorn kippten, aufprallten und durch den Druck auseinanderflogen.

Gatano, die Galgenhand, war nicht mehr.

Mit schweren Schritten betrat ich den Keller und schaute dort nach. Ich schüttelte den Kopf, als ich im Licht meiner kleinen Bleistiftleuchte erkannte, wie sehr das Mädchen geschuftet hatte. Innerhalb einer kurzen Zeit hatte sie es mit einer Hacke und einer Schaufel tatsächlich verstanden, das alte Grab auszuheben.

Eine unwahrscheinliche Leistung.

Ich hörte Judy weinen und verließ den Kellerraum wieder.

Der Musical-Star hockte auf dem Boden. Den Kopf hielt das Mädchen gesenkt, in seinem Gesicht waren die nassen Spuren der Tränen zu sehen, die Lippen zitterten, und in den Augen glänzte es.

Ich bückte mich, berührte sie an der Schulter. Wie ein verängstigtes Reh rutschte sie zurück. Erst als sie mich erkannte, atmete sie auf und ließ sich von mir in die Höhe ziehen.

»Kommen Sie, wir haben hier nichts mehr zu suchen«, sagte ich, denn ich wollte den Keller so schnell wie möglich verlassen.

Judy mußte von mir gestützt werden. Als wir uns der Treppe näherten, hörten wir Stimmen. Schon wurde die Tür aufgestoßen, ich sah einen Mann, daneben Tanith und hinter den beiden standen mehrere Männer, die Revolver in den Händen hielten, wie auch der erste.

»Lassen Sie die Kanone stecken, Lieutenant Melvin! Es ist vorbei.«

Er kam trotzdem, drängte mich zur Seite und schaute in den Gang, während ich Tanith beruhigend zunickte.

»Da haben Sie sich ja wieder was geleistet, Sinclair!« brüllte er. »Mein lieber Mann.«

»Wieso wieder?«

»Ich habe inzwischen erfahren, wer Sie sind.«

»Gratuliere.«

Er winkte ab. »Warum haben Sie das nicht vorher gesagt?«

»Weil ich nicht dienstlich hier gewesen bin. Da oben liegt übrigens noch ein Toter.«

»Ich weiß. Diese Hellseherin hat ihn mir gezeigt.« Er lachte laut. »Bin gespannt, welche Erklärungen Sie für den Fall haben.«

»Ich wüßte schon eine.«

»Ach und?«

»Lieutenant Melvin stellt den Killer aus dem Jenseits. Das wäre doch was — oder?«

»Meinen Sie wirklich, ich…«

»Klar, Meister. Ich verschwinde hier. Rufen Sie in einer halben Stunde die Reporter und kassieren Sie den Ruhm. Ich bin, ehrlich gesagt, nicht scharf darauf.«

»Wenn das so ist…«

Lachend stieg ich die Treppe hoch und nahm Judy Jackson mit.

***

Zwei Tage später war alles geklärt, und ich konnte New York verlassen, nachdem ich intensive Gespräche mit hohen Polizeioffizieren geführt hatte. Auch Tanith war dabei.

Ob die Männer uns glaubten, wußten wir nicht. Auf jeden Fall konnten sie aufatmen. Ein unseliges Erbe war gelöscht worden. In Greenwich Village ging wieder alles seinen normalen Gang.

Ich flog nicht allein. Tanith wollte ebenfalls aus New York verschwinden.

Sie hatte Sehnsucht nach Paris, was durchaus verständlich war. In London wollte sie umsteigen.

»Dann ist ja bald Weihnachten«, sagte sie, als wir schon weit über dem Atlantik flogen. »Wo feierst du das Fest?«

»Ich sagte es schon, da die Conollys nicht zu Hause sind, werde ich mich wohl bei Suko und Shao einfinden. Vielleicht schicken mir alle Monster noch eine Weihnachtskarte.«

Wir lachten..

Doch mir sollte das Lachen sehr bald vergehen, denn das Weihnachtsfest wurde völlig anders, als ich es mir vorgestellt hatte…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 238 »Belphégors Rückkehr«
[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 024 »Der lächelnde Henker«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 40 »Die Ameisen greifen an«
[4]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 009 »Ghouls in Manhattan«